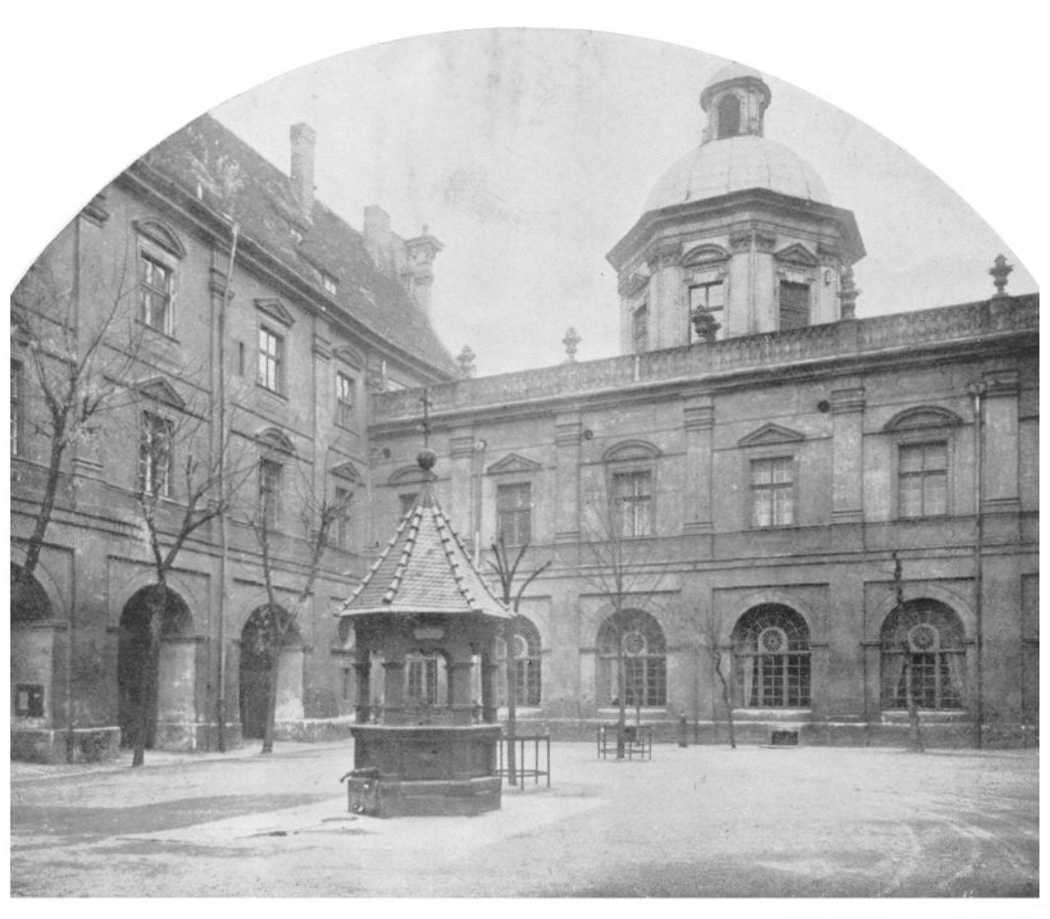




phot. A. Nohl in Breslau

Die mit der Grenzregulierung betraute preußisch-russische Kommission



phot. E. Borrmann in Breslau

Das St. Matthias-Gymnasium in Breslau
Hof mit Brunnenhäuschen

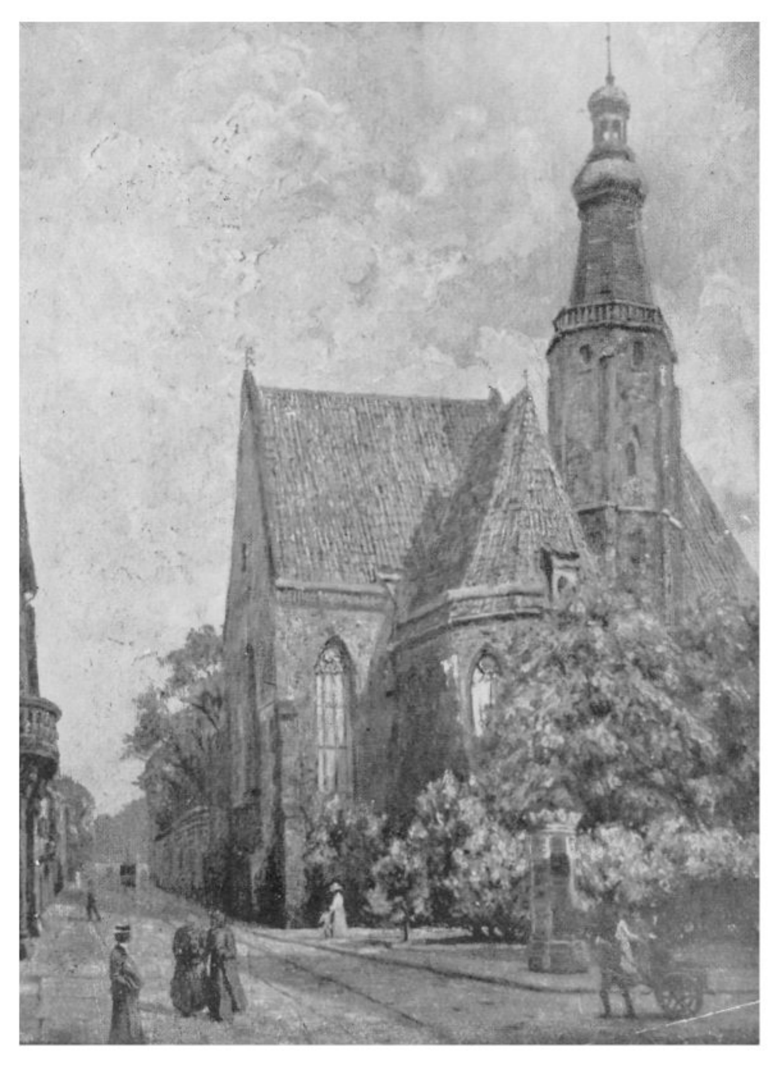
Die preußisch-russische Grenzregulierungskommission

Seit einigen Wochen bereist eine gemischte Kommission die preußisch-russische Grenze, um Regulierungsarbeiten vorzunehmen. Unser Bild auf S. 667 zeigt die Mitglieder dieser Kommission anläßlich ihrer Tätigkeit an der Grenze des Kreises Lublinitz. Der Vorsitzende ist der preußische Major Wilkens vom Kriegsministerium in Berlin. Er steht in der Mitte der Gruppe. Ihm zur Linken steht der russische Oberst Basarow, der zugleich Militärattaché in Berlin ist. Zur Rechten des Vorsitzenden sehen wir den Grenzkommissar Spalek aus Lublinitz und den Landrat des Lublinitzer Kreises, v. Thaer.

Das Jubiläum des St. Matthias-Gymnasiums in Breslau

Wer von der Sandbrücke kommend, dem Innern der Stadt zustrebt, dem fallen sofort die drei wuchtigen Bauten des Oberlandesgerichtes (früher Prämonstratenser- und Jakobitenkloster), des Ursulinerklosters (früher Klarenstift) und des Matthiasgymnasiums (einst Kreuzherrnstift) in die Augen. Alle drei stehen auf dem Boden ehemaliger Herzogskurien und sind seit der Säkularisation im Jahre 1811 ihren gegenwärtigen Zwecken dienstbar. Am 24. Oktober jenes Jahres wurde das bisherige Matthiasstift, das in den vorangegangenen Monaten die Hauptsäkularisationskommission aufgenommen hatte, dem katholischen Gymnasium überwiesen, das seitdem Königliches katholisches St. Matthias-Gymnasium heißt und am 17. und 18. Oktober d. Js. sein hundertjähriges Jubiläum als solches feiert.

Hervorgegangen ist es aus der alten Jesuitenschule, die im Jahre 1638 in den Räumen desselben Matthiasstifts, das den ersten Jesuiten gastfreie Aufnahme gewährte, von P. Pfeilschmidt eröffnet wurde und noch im Oktober desselben Jahres in das inzwischen erworbene Schönaichsche Haus am Ritterplatze (Ecke Schuhbrücke) übersiedelte. Die Schule fand ebenso wie die Predigten der Jesuiten großen Anklang; daher mußte an eine Erweiterung der Schulräume gedacht werden. Am 12. Oktober 1659 bezogen die Jesuiten (22) die ihnen zu diesem Zwecke überlassene kaiserliche Burg, welche von Karl IV. erbaut worden war und dem Oberamte wie der Kgl. Kammer zur Wohnung diente. Diese zog nun in das Schönaichsche Haus, jenes in das am Blücherplatze gelegene Gebäude, welches später alte Börse hieß und jetzt Magistratsbüros enthält. Die Stallungen und die kaiserlichen Gemächer wurden zunächst noch vorbehalten. Die Schulräume wurden in dem nach dem Rabbinergäßchen (heute Universitätsplatz) zu gelegenen Flügel untergebracht, das neue Schuljahr ward am 4. November begonnen, als Stiftungstag jedoch der 18. November gefeiert, auch ein neues Album angelegt. Die Schule zählte schon 9 Klassen, von denen die untersten Rudimenta, Prinzipia, Grammatika und Syntax hießen. Ihnen folgte die Poesie, deren Mitglieder in das Album der Studiosen immatrikuliert wurden, sodann die Rhetorika, Logika, Physika und Metaphysika. Die neue Schule wurde mit 402 Schülern eröffnet, während für



Die St. Matthias-Gymnasialkirche in Breslau
Nach einem Gemälde von Oskar Rothkirch

die höheren Studien schon 107 immatrikuliert waren. Die meisten waren Oberschlesier. Die Schüler waren in Kongregationen gegliedert, welche in der Agneskirche, die westlich von der jetzigen Gymnasialkirche stand, ihren besonderen Gottesdienst hatten. In einem daneben stehenden Hause gründete Kanonikus Gebauer ein Konvikt für arme Zöglinge (jetzt Polizeigefängnis zur Schmerzhaften) dem bald reiche Zuwendungen zuflossen, zumal der Adel in Schlesien ihm wie dem kurfürstlichen Orphanotropheum gern seine Kinder anvertraute. So erklärt es sich, daß 1677 die Zahl der Schüler schon 709 betrug und 1665 bereits die Ueberlassung der kaiserlichen Gemächer, 1671 die Ueberlassung der ganzen Burg, deren Aula für den Gottesdienst hergerichtet wurde, notwendig machte. Im Jahre 1703 fielen ihnen auch die Stallungen zu, nachdem in dem Jahre zuvor der Kaiser die Gründung einer Universität genehmigt hatte. Der Bau des dazu notwendigen Gebäudes begann 1728, der des Schulgebäudes ward 1733 beendet. Fünf Jahre später war auch das Gebäude für das Kollegium fertig, doch wurde der weitere Ausbau durch die schlesischen Kriege unterbrochen und ist unvollständig geblieben. Die Zahl der Schüler betrug im Jahre 1740 1300 Gymnasiasten und Studenten. Diese mußten während des Krieges in verschiedenen Orten (Liegnitz, Oppeln, Lamsdorf) verteilt, bezw. in einem kleinen Hause des Matthiasstifts untergebracht werden. Sie schmolz nach und nach bis auf 264 Gymnasiasten zusammen.

Eine Aenderung der Dinge von einschneidender Bedeutung trat mit der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 und der Bildung der „Vereinigung der Brüder des Schuleninstituts" ein. 1774 wurde das Reglement für die Universität und sämtliche katholische Gymnasien in Schlesien erlassen, wodurch eine bessere Ordnung eingeführt und die Unterrichtsgegenstände erweitert wurden. Im Gymnasium wurde eine grammatische Klasse mit drei und eine ästhetische mit zwei Jahrgängen eingeführt; an sie schloß sich eine philosophische und eine theologische Klasse. Das Ganze unterstand einem Schuldirektor, der Priester des Kgl. Schuleninstituts war.

Im Jahre 1800 wurde auch dies aufgehoben, und die Lehrer waren seitdem Staatsbeamte, deren Bezahlung aus dem Ertrage des Verkaufes der Jesuitengüter aufgebessert wurde, nachdem eine Zeitlang Beiträge an verschiedene Universitäten geleistet worden waren; der Rest bildete den katholischen Hauptschulenfonds. (Während der Belagerung in den Jahren 1806/7 litten die Gebäude mehrfach durch Bomben.) Die Lehrer des Gymnasiums wirkten auch an der Universität. Nach der Aufhebung der Kirchengüter im Jahre 1810 wurde die Universität, die nur eine mit Universitätsprivilegien von Anfang an ausgestattete Schule gewesen war, vom Gymnasium getrennt und dies in dem bisherigen Matthiasstift der Kreuzherrn untergebracht (am 14. Oktober 1811). Das nunmehrige Kgl. katholische Matthiasgymnasium stand unter der Leitung seines bisherigen Rektors, Prof. Dr. Köhler, der schon seit 1797 dies Amt bekleidete und auch an der Universität las, noch bis 1830 und wurde der gleichen Einrichtung wie die anderen Gymnasien unterworfen. Hatten die Schüler bisher sechs Jahre das Gymnasium, dann zwei Jahre die Leopoldina besucht, wo Philosophie gelehrt, Mathematik, Naturlehre und alte Sprachen fortgesetzt wurden, um dann, falls sie Theologie studieren wollten, noch drei Jahre Theologie zu hören, so wurde nach Vereinigung der Frankfurter mit der Breslauer Universität (alma mater Viadrina-Leopoldina oder Wratislaviensis) die Schulzeit auf acht Jahre ausgedehnt, das Hebräische aufgenommen, Geschichte, Griechisch, — dessen Einführung Köhler zu verdanken ist —, und Mathematik und Naturlehre erweitert, so daß die Schüler nun sofort die Universität besuchen konnten. Nach langwierigen Verhandlungen wurde die alte Stiftskirche, die auch als Pfarrkirche gedient hatte, gegen die zur Universität gehörige Herz-Jesukirche eingetauscht und zur Gymnasialkirche gemacht. In den unruhigen Zeiten der Freiheitskriege stockte der Unterrichtsbetrieb abermals; dann aber hob sich die Zahl der Schüler, die schon 1809 auf 266 herabgegangen war, auf über 700 in den Jahren 1815—1827. Im Jahre 1819 wurde ein jährliches, mäßiges Schulgeld



phot. E. Bormann in Breslau

Das St. Matthias-Gymnasium in Breslau
Wandelhalle

eingeführt, 1822 wurden die ehemaligen Stallungen zur Aula hergerichtet, und im selben Jahre ward das fünfundzwanzigjährige Rektoratsjubiläum des Leiters begangen. Der zweite Leiter der Anstalt, Prof. Dr. Ellvevich, erhielt den Titel Direktor und war ebenfalls noch seit 1829 als Dozent an der Universität und zwar als Professor der Philosophie tätig. Nach seinem völligen Uebergange zu dieser (1838) leitete vorübergehend Oberlehrer Dr. Kruhl die Anstalt, bis der als tüchtiger Philologe bekannte Prof. Dr. Wissowa 1839 Direktor wurde. Ihm folgte von 1868—1882 Dr. Reisacker und nach dessen Ernennung zum Provinzialschulrat Dr. Oberdieck, der 1898 in den Ruhestand trat. Da der zu seinem Nachfolger bestimmte Direktor des Saganer Gymnasiums, Dr. Nieberding, inzwischen Provinzialschulrat geworden war, übernahm der (bisherige) Direktor des Glogauer Gymnasiums, Jungels, die Anstalt und leitete sie bis zu seinem 1907 eingetretenen Tode. Ihm folgte der Direktor des Königshütter Gymnasiums, Prohasel, und als dieser im April 1911 ins Provinzialschulkollegium eintrat, der bisherige technische Hilfsarbeiter des Provinzialschulkollegiums in Posen, Prof. Schultz.

Die Zahl der Schüler erreichte ihre größte Höhe im Jahre 1878 mit 815, hielt sich in den folgenden Jahren fast durchweg über 600, ist aber in den letzten Jahren etwas darunter gesunken. Die Zahl der Abiturienten ist in den letzten Jahren durchschnittlich über 30 gewesen, die höchsten Ziffern wiesen die Jahre 1891 mit 40, 1898 mit 46 und 1899 mit 40 Abiturienten auf. Von den aus der Anstalt hervorgegangenen bedeutenderen, jetzt leider verstorbenen Männern seien genannt: Weihbischof Gleich, Alumnatsrektor Sauer, der als Imker Weltruf genießende Pfarrer Dzierzon, der Geograph Richthofen, der Botaniker Kny, der Geheime Sanitätsrat Kroker. Von den noch Lebenden nenne ich: Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat, Generalstaatsanwalt Supper, General Gallwitz, die Professoren Partsch, Jungnitz, Dompropst König, sowie den Geheimen Regierungs- und Konsistorialrat Dittrich.

Früher war mit der Anstalt auch ein Konvikt verbunden, das als eine Fortsetzung des schon mit der Jesuitenschule verbundenen gelten kann und bis zum Kulturkampfe bestand. Die Einkünfte desselben werden seitdem als Konviktsstipendien unter die Schüler verteilt. Etwa hundert Schüler sind noch heute in dem fürstbischöflichen Knabenkonvikt teils vollständig frei, teils gegen eine geringe Pension untergebracht. Die ersteren sind als Domsänger tätig.

Die Anstalt zählt gegenwärtig achtzehn Klassen, bildet also eine volle Doppelanstalt; im letzten Schuljahre mußte sogar eine Klasse gedrittelt werden. Da die Schulräume vielfach aus mehreren, ursprünglich klösterlichen Zwecken dienenden, kleinen Räumen hergestellt waren und infolgedessen eine schlechte Akustik hatten, die den Unterricht sehr erschwerte, auch ungünstige Lichtverhältnisse aufwiesen, wird zum Jubiläum ein durchgreifender Umbau vorgenommen, dem leider der schöne, Hauptgebäude und Kirche verbindende Flügel zum Opfer fällt, was aus historischen, architektonischen und praktischen Gründen sehr zu bedauern ist. Der beabsichtigte Zweck, einen größeren Turnhof zu gewinnen, hätte sich auch auf andere Weise erreichen lassen. Dem Umbau des Schulgebäudes möge sich auch anreihen eine würdige, dringend notwendige Renovation der alten Gymnasialkirche, die einst als Hofkapelle schlesischer Herzöge, dann erweitert als Stiftskirche für die Armen und Kranken des von der Herzogin Anna gestifteten Elisabethhospitals, sowie für deren Pfleger, die Kreuzherrn mit dem roten Stern, diente, seit der Reformation auch geistiger Mittelpunkt der bisherigen Elisabethpfarrgemeinde, später der Matthiaspfarrei war und seit 1819 ihrem gegenwärtigen Zwecke als Gymnasialkirche dient, vorübergehend auch für den Militärgottesdienst benutzt worden ist. Die Zahl der Lehrer ist gegenwärtig 33; zu den ordentlichen und Hilfslehrern, wie den technischen Lehrern treten noch die Mitglieder des pädagogischen Seminars, das seit einigen Jahren mit der Anstalt verbunden ist.

Im Anschluß hieran mögen noch einige Mitteilungen über die Geschichte des Hauses gegeben werden.

Das ganze Gebiet von der Oder bis zum heutigen Ritterplatze war ursprünglich herzoglicher Besitz, auf dem ein Schloß mit dazugehöriger Kapelle und sonstigen Bauten sich befand. Ersteres, das in der Gegend des heutigen Matthiaspfarrhauses stand, wurde von der Herzogin Anna, der Witwe Heinrichs II., zu einem Spital hergerichtet. Die das Spital beaufsichtigenden, in einem anstoßenden Hause wohnenden Kreuzherrn haben die ehemalige Hof- und nunmehrige Spitalkirche erweitert und sie (als in den Jahren 1690—1715 die große, in italienischer Manier gehaltene Ordensresidenz errichtet wurde) durch einen Querflügel mit ihr verbunden. Das Ganze wurde durch eine Mauer gegen die Schuhbrücke abgeschlossen. Da, wo sich die letztere mit dem Ritterplatze kreuzt, wurde 1723 auf dem damaligen Kirchhofe die Statue des hl. Johannes von Nepomuk errichtet, die später ihren jetzigen Standort an der Kirche erhalten hat. Die Residenz umschloß einen viereckigen Hof, in dessen Mitte ein zierliches Brunnenhäuschen mit Kreuz und Stern, den Abzeichen der Kreuzherrn, sich erhebt. Dieser Teil hieß die Winterprälatur, in deren Oberstock der Meister des Hauses wohnte, während sich darunter die Wohnung des Brauers, das Malzhaus, das Schlachthaus und die Wohnung des Torwärters befanden. Gegenüber lag (nach Osten zu) das Generalat mit Gastzimmern (z. B. für den Großmeister), darunter befanden sich die Bäckerei und Stallungen, die jetzt als Turnhalle dienen. Beide Flügel

verband nach Norden zu die Sommerprälatur, über der sich die mit herrlichen Fresken gemalte und dem Stiftswappen gezierte Kuppel erhebt. Das Wappen zeigt den hl. Matthias und den Ritter St. Georg. In dem schönen Raume darunter ist heut die Gymnasialbibliothek untergebracht, während das Erdgeschoß, das früher verschiedene Stallungen barg, als Aula dient. Die nach der Oder zu gelegene, fensterlose Wand diente zugleich als Festungsmauer. Nach Süden zu lag die Klausur oder das Dormitorium für die Brüder. In seinem Erdgeschoß lagen die Sakristei, die Glöcknerwohnung, die Kanzlei und der große Speisesaal, der gegenwärtig als Zeichensaal benützt wird. Daneben war die große Küche und die Brauerei. Im mittleren Stockwerke wohnten der Prior und Subprior, sowie der Küchenmeister; außerdem hatte man hier ein kleines Refektorium und eine Krankenkapelle mit Krankenzimmer eingerichtet. Im oberen Stockwerke lagen verschiedene Kammern, sowie die große und kleine Bibliothek. Zwischen diesem Teile, Kirche und Schuhbrücke, lag der Konventsgarten. Im siebenjährigen Kriege wurden in den Räumen des Klosters eine Menge Kranker und Verwundeter untergebracht; ebenso mußten sie 1789 Truppen überlassen werden, während das Kirchengewölbe 1792—1794 als Gelddepot diente. Im Winter 1806/7 litt das Gebäude während der Belagerung durch die Franzosen. Nach der Aufhebung des Ordens fiel es dem katholischen Gymnasium zu, dem es am 14. Oktober 1811 übergeben ward. Der Direktor und verschiedene Lehrer bezogen die bisherige Winterprälatur, benutzten auch den am Ende der Schuhbrücke über der Matthiaspforte sich erhebenden, viereckigen Turm, dessen Zinnen die Standbilder der Herzogin Anna und ihrer Söhne krönten; in den übrigen Räumen wurden die einzelnen Schulklassen, eine Zeitlang auch die Vorschulen und die Sammlungen untergebracht; im Südflügel befand sich das Konvikt mit den Wohnungen der beiden Religionslehrer, die später in den Westflügel übersiedelten. Im Südflügel waren schließlich nur Klassenräume, das Konferenzzimmer, der Musiksaal und ein Raum, der als Montierungskammer des Kriegervereins diente. Seit diesem Jahre wohnt außer dem Direktor und dem Schuldiener niemand mehr in der Anstalt. Der Südflügel wird abgebrochen, und die Klassen sind zum Teil nach dem Hofe zu verlegt in den Ostflügel, der bisher noch die naturwissenschaftlichen und physikalischen Sammlungen barg. Der alte Turnraum bleibt, erhält aber eine moderne Umgestaltung. In der bisherigen Aula werden nach der Oder zu Fenster durchgebrochen, so daß ein lichterfüllter Raum entstehen wird, der als Zeichensaal dienen soll. Ein Teil des darüber liegenden Raumes wird zum Konferenzzimmer umgebaut. Die Aula soll in den südlichen Teil des Westflügels verlegt werden und durch zwei Stockwerke gehen; das Erdgeschoß darunter birgt die neue Zentralheizung.

Professor Paul Dittrich in Breslau

Das 90 jährige Stiftungsfest des Korps Silesia

In den Tagen des Universitätsjubiläums vom 1. bis 3. August feierte das studentische Korps Silesia sein neunzigjähriges Bestehen durch eine Reihe festlicher Veranstaltungen.

Bereits in Frankfurt in der damalig üblichen Form studentischer Verbindungen als „Schlesisches Kränzchen" seit etwa 1786 bestehend, siedelte die Silesia bei Verlegung der Universität mit nach Breslau über und feierte hier am 11. November 1811 ihre Erneuerung durch einen solennen Kommers. Es zeugt sowohl von der jugendlichen Trinkfreudigkeit jener Zeit, als auch von ehrlichem Humor, daß man in deutlicher Beziehung auf den, zwar dem Inhalte nach genügend bekannten, aber seinem Wortlaute nach nie genau festgestellten Durstparagraphen 11 gerade jenes Datum (11. XI. 11) als Stiftungstag der Vereinigung wählte. Aus den unklaren, verschwommenen Verhältnissen in den Anfangsjahren des Breslauer akademischen Lebens, in denen die Einflüsse der Freiheitskriege, der Burschenschaftsgründung und des Turnergedankens miteinander rangen, arbeitete sich die landsmannschaftliche Korpsidee bald kräftig in die Höhe und fand in der Gründung einer Borussia (1819) und in der Rekonstitution der Silesia (1821) ihren Ausdruck. Die burschenschaftlich gesinnten Elemente schlossen sich in der alten Breslauer Burschenschaft der Raczeks zusammen. Diese drei Studentenverbindungen haben also das Anrecht, als die ältesten der Breslauer Universität zu gelten. Wie alle studentischen Verbindungen jener Zeit verfiel auch die Silesia wiederholt dem Schicksal der Auflösung durch die Polizeibehörde, weil man hinter den harmlosen studentischen Formen politische Umtriebe argwöhnte. Aber seit dem Jahre 1837 besteht das Korps ununterbrochen und darf ungestört seine schönen Farben (weiß-hellblau-rosa) auf den Straßen der Stadt zeigen. Auch von vaterländischen Erinnerungen darf die Silesia mit Stolz reden. Im Kriege 1866 standen ihre sämtlichen Aktiven im Felde; im Jahre 1870/71 verlor das Korps



Das alte Matthiasstift in Breslau


Das alte Vinzenz- und das Clarenstift aus der Vogelschau



Die Teilnehmer am 90 jährigen Stiftungsfeste des Korps Silesia

acht seiner Mitglieder vor dem Feinde. Seit dem Jahre 1901 besitzt das Korps ein gemütliches Eigenheim in dem Hause Heilige-Geiststraße 14b, das der „Verein Breslauer Schlesier", eine Alte Herrenvereinigung, dem aktiven Korps gestiftet hat.

Das 90 jährige Stiftungsfest begann mit der Teilnahme sämtlicher anwesenden Korpsbrüder an dem Alten Herren-Kommers des Kösener S. C.-Verbandes, der am Montag dem 31. Juli, im großen Saale des Konzerthauses gefeiert wurde. Die Höhepunkte der frohen Tage bildeten ein Festkonvent auf dem Korpshause, eine Umfahrt durch die Straßen der Stadt, bei der die Aktiven zum Teil in historischen Kostümen aus dem Jahre 1821 erschienen, und ein Festdiner in den Räumen der Gesellschaft für vaterländische Kultur auf der Matthiaskunst. Vor dem Portal dieses vornehmen Klubhauses wurde obiges Bild aufgenommen, auf dem über 90 alte Schlesier und gegen 20 Vertreter anderer Korps als Festgäste vereinigt sind. Ein Ausflug mit Damen nach Zobten beschloß das Fest. — Das studentische Verbindungsleben hat, wie auch in der Festrede beim Diner betont wurde, im Laufe der Jahrzehnte in seinen Formen starke Wandlungen erfahren. Was den heutigen Verhältnissen seine besondere Eigenart gibt, sind die bemerkenswerte Verminderung des Alkoholgenusses, die Wertschätzung des Sports und der rege Verkehr der Studenten in den Familien der Stadt, die sich in früherer Zeit nicht in gleichem Umfange den jungen Leuten öffneten. Mögen manche von den „ganz alten" Alten Herren auch über den Wandel der Zeiten ihr graues Haupt schütteln, zu ihrem Troste und zur Freude aller Festteilnehmer hat das Schlesierstiftungsfest doch bewiesen, daß der Korpsgedanke, gemeinsame studentische Ideale und unvergeßliche Jugenderinnerungen zu pflegen, auch in unserer heutigen, vielfach so zerfahrenen und zerrissenen Zeit noch eine Macht ist, stark genug, um Männer aller Berufsschichten und Altersstufen in treuer Freundschaft zusammenzuhalten und um Alte und Junge das Band der immergrünen Poesie zu schlingen, wie sie eben nur der Jugend eigen ist.

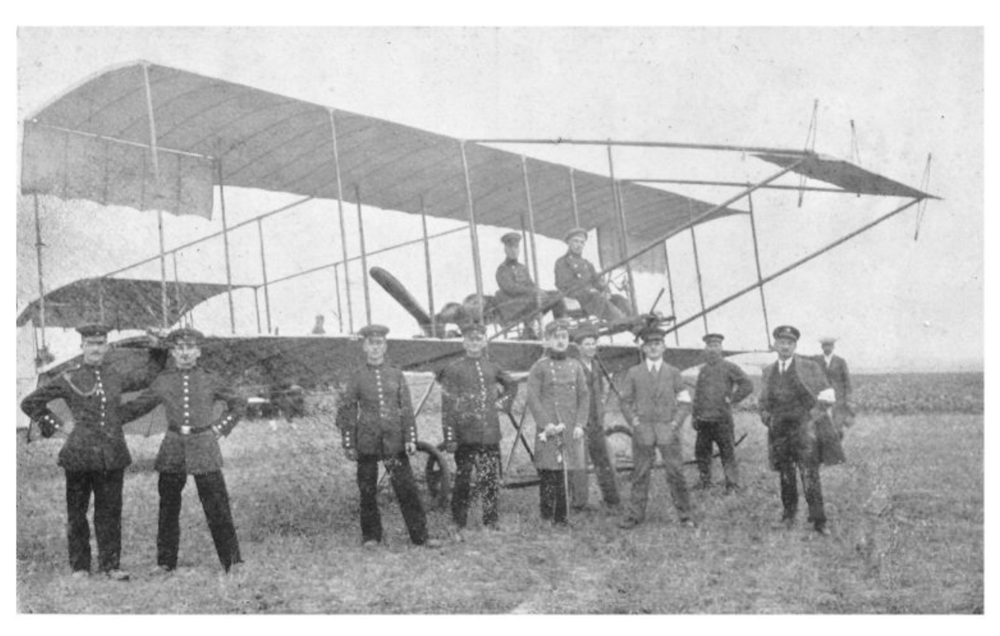
So klang's am Stiftungstage wieder begeistert beim Becherklang; so hallt's nun in den Herzen der nach verrauschtem Festjubel wieder ins Amt zurückgekehrten Philister noch leise nach:

Halt fest du weiß-blau-rosa Band,
In Treue alt und jung umspannt.
Silesia, dir gehör' ich,
Zu deinen Farben schwör' ich!

Pastor prim. Müller in Breslau

Die Flugtage in Schweidnitz

Die Stadt Schweidnitz, die sich in diesem Jahre bereits durch ihre Ausstellung rühmlich ausgezeichnet hat, hatte am Sonnabend, dem 19. und Sonntag, den 20. August, zwei besondere Ehrentage. An diesen Tagen fanden in ihr Schauflüge statt, wie sie bisher in Schlesien nicht zu sehen waren, und es muß hervorgehoben werden, daß Schweidnitz damit die Hauptstadt der Provinz weit in den Schatten gestellt hat. Die Schweidnitzer Flugtage waren in jeder Beziehung äußerst glücklich inszeniert. Der rührige Ausschuß hatte die Werbetrommel bei den Gönnern der Aviatik und dem Publikum gehörig gerührt und den Erfolg gehabt, daß für die kostspielige Veranstaltung ein hoher Garantiefonds von seiten des Landadels und industrieller Kreise aufgebracht wurde und das Publikum in hellen Scharen zu vielen Tausenden nach Schweidnitz zu den Schauflügen herbeigeströmt kam. Der Ausschuß zeigte durch die Art seiner Veranstaltung und den hervorragenden Verlauf der Flugtage, wie man Schauflüge inszenieren muß, nicht mit kleinen Mitteln, sondern mit großen, die einen Erfolg von vornherein gewährleisten. Man begnügte sich nicht, wie bisher in Schlesien, einen Aviatiker zu gewinnen, sondern trotz der hohen Kosten wurden vier Flieger und darunter solche erster Klasse, wie König und Vollmöller, verpflichtet. Da konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Ein Flieger kann leicht einmal versagen, wie es auch diesmal Hanuschke infolge eines Defektes an seiner Maschine erging; bei vier Fliegern dagegen muß das Publikum auf seine Rechnung kommen, selbst bei ungünstigen Windverhältnissen; denn einer oder der andere der Flieger riskiert es bei dem heutigen Stande der Aviatik, auch bei stärkerem Winde zu fliegen.



phot. Walter in Schweidnitz

Die Leutnants Hans und Herbert Ulrich, von denen der neue Jahrgang unserer Zeitschrift einen Roman: Ruth Maroll bringt, als Teilnehmer auf einem Ueberlandflug des Zweideckers „Albatros“

Uebrigens hatten die Schweidnitzer die Flüge verständigerweise auf die Abendstunden gelegt, in denen der Wind erfahrungsgemäß abflaut, und hatten andererseits dafür gesorgt, daß die Flüge pünktlich zur Minute begannen im Gegensatze zu den üblichen Verzögerungen des Starts, die die Laune der Zuschauer rasch verderben. Freilich hatten die Schauflüge einen wichtigen Verbündeten, das prächtige Wetter, das beide Tage durchhielt. Alle diese Umstände riefen die Völkerwanderung hervor, die sich schon am ersten Tage nach Schweidnitz ergoß. Der Besuch wurde am ersten Tage auf 10—20 000, am Sonntage auf 20—40 000 Personen geschätzt, und davon waren die meisten zahlende Besucher im Gegensatz zu dem sonstigen Brauch, nur Zaunbillets bei Schauflügen zu nehmen. Das Fluggelände war freilich auch für „Nassauer“ gut abgesperrt schon durch seine Lage längs der Eisenbahnstrecke nach Zobten. Nur von den benachbarten Höhen konnte man als „Zaungast“ den Flugplatz gut übersehen, und dort war natürlich alles besetzt wie auf den Gallerieplätzen einer Arena. Auf dem Flugplatz selbst, der sich infolge seiner fast ebenen, glatten Beschaffenheit gut für Flugveranstaltungen eignet, standen ringsum mehr als tausend Soldaten der Schweidnitzer Garnison, denen der Ausschuß Freikarten gegeben hatte; sie verhinderten das Vordringen des mutigen Publikums, das sich trotz der Fülle übrigens in jeder Beziehung musterhaft benahm. Schlesische Plauwagen mit dem berühmten Schweidnitzer Bier sorgten für leibliche Stärkung der Massen; die Kapelle der Schweidnitzer Grenadiere konzertierte an beiden Tagen. So war auf dem Flugplatz alles wohl geordnet.

An beiden Tagen starteten die Flieger programmmäßig um 6 Uhr abends und befanden sich bis zum Schluß der festgesetzten Flugzeit fast unaufhörlich in den Lüften, mitunter kreisten alle vier — König, Vollmöller, Kahnt und Hanuschke — zu gleicher Zeit um den Platz und schienen einander zu jagen. Dann flogen namentlich König und Vollmöller mit und ohne Passagier weit über Land dem über Schweidnitz rotglühenden Sonnenball entgegen oder dem Zobten zu, in dessen Abendnebel untertauchend. Es war ein herrliches Spiel der Riesenvögel, die von menschlichem Geist gelenkt wurden, und wohl alle Zuschauer waren sich des großen Triumphes bewußt, den die deutsche Aviatik hier am Rande des schlesischen Gebirges zum ersten Male in Schlesien feierte. Und eine ganze Menge Schlesier flogen mit, sogar zwei Damen, Frau Rechtsanwalt Bohn aus Breslau und Frau Branddirektor Vogt aus Schweidnitz, ferner eine große Zahl Offiziere der Schweidnitzer Garnison. Kurz, es waren Flugtage, wie man sie sich nur wünschen kann — man glaubte auf dem Flugplatz in Johannistal bei Berlin zu sein — und die Schlesier können den Männern, die die Flugveranstaltungen ins Leben gerufen haben und den Gönnern, von denen u. a. die Abgeordneten Freiherr von Richthofen auf Damsdorf, Generalleutnant Freiherr von Reitzenstein und Geh. Oberregierungsrat Boenisch, ferner Graf Pückler auf Rogau, Graf Stolberg-Wernigerode und Graf Praschma zu nennen sind, für die so wohlgelungene Veranstaltung höchst dankbar sein.

Unser obiges Bild zeigt die Verfasser unseres in Heft 1 des neuen Jahrganges erscheinenden Romans „Ruth Maroll“, die Leutnants Hans und Herbert Ulrich vor einem Ueberlandflug auf dem Zweidecker „Albatros“. Leutnant Herbert Ulrich hat hinter dem Führer des Flugfahrzeuges, Benno König, dem Sieger im deutschen Rundfluge, Platz genommen, während Hans Ulrich, vor der Gruppe stehend, dem Fluge beiwohnt.

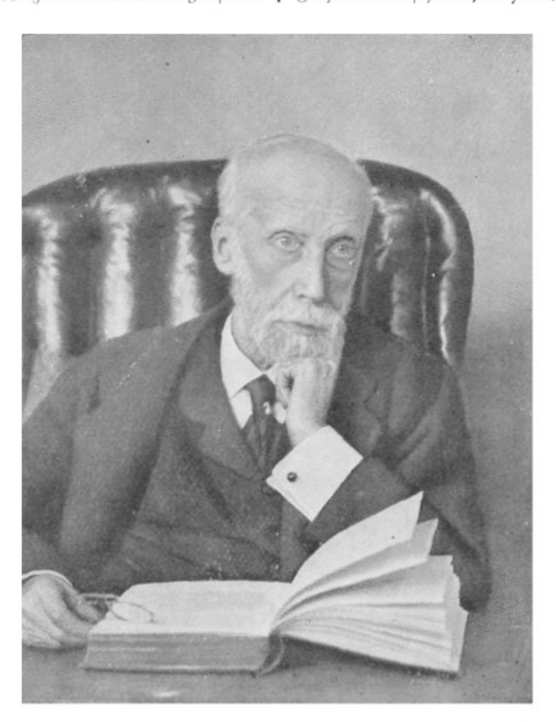
G. H.

Persönliches.

Anfang März verschied in Tsingtau ein Schlesier, Dr. **Richard Wunsch** aus Boberullersdorf bei Hirschberg, am Flecktyphus. Dr. Wunsch absolvierte seine Studien in Greifswald, arbeitete bei Rudolf Virchow und ging dann nach kurzer Beschäftigung am Deutschen Hospital in London im Jahre 1903 nach Söul, der Hauptstadt Koreas, als Leibarzt des damals noch souveränen Kaisers. Hierauf wirkte er einige Jahre als Gesandtschaftsarzt in Tokio. Unerquickliche Verhältnisse in Japan und der steigende deutsche Einfluß in Ostasien veranlaßten ihn, später nach Tsingtau überzusiedeln, wo er im Dienste seines Volkes als einer der ersten Pioniere der deutschen Medizin im Osten verstarb. Zum Andenken an sein Wirken beschloß soeben der Allgemeine evangelisch-protestantische

Missionsverein, in dessen Dienst der Verstorbene gestanden hat, einen Erweiterungsbau an seinem Krankenhause Wunsch-Baracke zu nennen.

Geh. Regierungsrat Dr. **Albert Ladenburg,** der ehemalige ordentliche Professor für Chemie an der Universität Breslau ist in der Nacht zum 15. August im Alter von 69 Jahren verstorben. Albert Ladenburg, einer der bedeutendsten Chemiker der Welt, wurde am 2. Juli 1842 als Sohn eines Rechtsanwalts in Mannheim geboren und studierte in Heidelberg und Berlin Medizin und Naturwissenschaften, wandte sich aber bald, seiner Neigung folgend, dem eingehenden Studium der Chemie zu, das er in Gent und Paris fortsetzte. Im Jahre 1863 promovierte er in Heidelberg zum Dr. phil. und habilitierte sich daselbst fünf Jahre später als Privatdozent. Nach vierjähriger Lehrtätigkeit wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und 1873 als ordentlicher Professor für Chemie nach Kiel berufen. Dort wurde er für das Studienjahr 1884/85 zum Rektor magnificus gewählt. Als Professor Löwig in Breslau gestorben war, wurde Ladenburg als sein Nachfolger berufen. Er kam 1889 als ordentlicher Professor für Chemie und Leiter des chemischen Instituts nach Breslau. Hier hat sich Ladenburg ein unvergängliches Denkmal gesetzt durch die Neuausgestaltung des Institutes. Der alte, unzulängliche Bau reichte bei weitem nicht mehr aus für neuzeitliche Anforderungen. Das Ministerium hatte für den Neubau einen Platz in der Scheitniger Vorstadt an den Kliniken ausersehen, aber Ladenburg wollte an der Stätte, wo ein Bunsen, der berühmte Liebig und sein Vorgänger Löwig gearbeitet hatten, seine wissenschaftliche Tätigkeit fortsetzen. Nach seinen Angaben und nach seinen Wünschen entstand im Jahre 1896 das neue chemische Institut in seiner jetzigen Gestalt. An dieser Stelle wirkte Ladenburg mit seinen bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der organischen Chemie, und aus diesem Institute gingen hervorragende Männer der Wissenschaft, wie z. B. der so früh und unerwartet zu Tode gekommene Abegg, hervor. Durch zwei Jahrzehnte hindurch hat Geheimrat Ladenburg genanntem Institute vorgestanden. Ihm ist es zuerst gelungen, ein natürliches Alkaloid, und zwar das Coniin (Schierlingsgift) auf synthetischem Wege herzustellen. Andere große wissenschaftliche Arbeiten von ihm behandeln die organischen Siliciumverbindungen, die Konstitution des Benzols und die Pyridinabkömmlinge. Zuletzt beschäftigte er sich auch mit der Darstellung des reinen Stickstoffes und des Ammoniaks. Eine Menge wissenschaftlicher Werke verdankt dem Verstorbenen ihre Vollendung. Es sei hier nur eins erwähnt, das er mit Fachgelehrten zusammen herausgegeben hat, und das heute dem Chemiker unentbehrlich ist, das 13 Bände zählende „Handwörterbuch der Chemie", eine ausgezeichnete Enzyklopädie der gesamten chemischen Wissenschaft. Der Verstorbene war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften; zuletzt wurde er noch zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris gewählt. Ganz besonders zu erwähnen ist seine Stiftung, die er der Breslauer Universität gemacht hat. Trotz der reichen wissenschaftlichen Arbeit fand Geheimrat Ladenburg noch Zeit, im Dienste des Breslauer Gemeinwesens tätig zu sein. Lange Zeit gehörte er dem Stadtparlament an und hat u. a. als Mitglied der Deputation für das neue große Gaswerk in Dürrgoy an dem Zustandekommen dieser großzügigen Kommunalarbeit mit sachkundigem Rat Anteil genommen.





phot. Atelier „Lilly" in Breslau

Geh. Regierungsrat Dr. Albert Ladenburg

Kleine Chronik

August

21. Der Berliner Schnellzug muß vor Sagan auf offener Strecke die Fahrt unterbrechen, um einen Brand niederzukämpfen, der durch Warmlaufen eines Durchgangswagens entstanden ist.

23. Auf der Hirschberger Talbahn stoßen zwei Motorwagen an einer scharfen Kurve auf einander. Einer der Führer wird schwer, mehrere Passagiere werden leicht verletzt.

24. Der Professor an der kaiserlichen technischen Hochschule in Sendai (Japan), Dr. Tsurumi, besichtigt im Auftrage seiner Regierung die Oppelner Kanal- und Wasseranlagen und den Koseler Hafen.

27. Die neue katholische Kirche in Roßberg wird feierlich eingeweiht.

29. Im Isergebirge wütet ein großer Waldbrand, dem auch die Ludwigsbaude zum Opfer fällt.

September

5. In Oppeln wird abends $8\frac{1}{2}$ Uhr ein weißes hellleuchtendes Meteor beobachtet, das nach Westen zieht.

Die Toten

August

14. Herr Bürgermeister Paul Horn, 52 J., Wansen.
Herr Oberstleutnant z. D. Carl v. Schoeler, Görlitz.

15. Herr Rentier Hermann Landsberg, 74 J., Breslau.

16. Herr Kgl. Seminardirektor Max Leopold Hoffmann, Ziegenhals.

19. Herr Fideikommißbesitzer, Rittmeister a. D. Heinrich v. Banck, 65 J., Woinowitz.

21. Herr Pastor Hermann Reich, 66 J., Brieg.

24. Herr Domkapitular, Konsistorialrat, Reichstagsabgeordneter Wilhelm Frank, 54 J., Breslau.
Frau Elise v. Schipp, 47 J., Neustadt O.-S.

25. Herr Oberst a. D. Frhr. v. Schuckmann, Breslau.
Herr Oberstleutnant Heinrich XXV. Reuß j. L., Gr.-Krauschen.

28. Herr Weihbischof, Domdechant Dr. theol. Heinrich Marx, 76 J., Breslau.

30. Herr Schulrat Dr. Wilhelm Blümel, 73 J., Liegnitz.

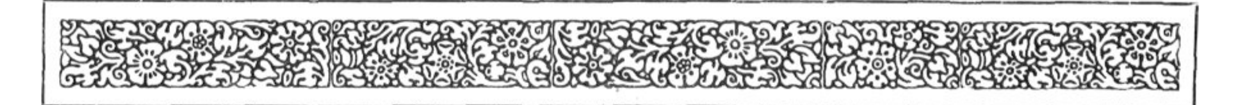
31. Herr Schulrat Dr. Paul Block, 60 J., Ohlau.

September

1. Herr Major z. D. Valerian v. Thun, 68 J., Landeck.

2. Herr Pastor em. Georg Badura, Suschen (Groß-Wartenberg).

5. Herr Amtsgerichtsrat Georg Thiele, 61 J., Ziegenhals.
Herr Amtsgerichtsrat Dr. Karl Wiggert, 49 J., Hirschberg.



Der Väter Scholle

Roman von Paul Hoche (Schluß)

Aus der „Krone“ klang jetzt die Musik der Heinzelmannschen Kapelle zum Idahofe und zum Fuchslande herüber. Bald schmeichelnd, bald leidenschaftlich, jetzt leise wiegend, dann schnell und wild vorwärts stürmend, tönten die Weisen hinaus in die stille, warme Mondennacht.

Als die drei am Gartenhäuschen vorüberkamen, bewegte sich daraus eben ein Paar auf dem Wege nach dem Musikantendorfe zu. Es waren der Handrischek und die Marianne, die sich eben anschickten, die lustige Johannisnacht zu durchtanzen.

* * *

Die Erregung, die in Beatens Brust in der Johannisnacht eingezogen war, ließ sich nicht mehr zurückdämmen; im Gegenteil, sie loderte immer heftiger auf.

Wenn Beate im stillen über sich selber nachdachte, dann konnte sie sich selber kaum begreifen. So wie jetzt war ihr noch nie zu Mute gewesen, so hoch und so lange waren die Wogen der Leidenschaftlichkeit bei ihr noch niemals gegangen. Und ob sie es sich auch hundertmal vornahm, ihren früheren Gleichmut wiederzugewinnen, ihr heißes Bemühen war doch stets umsonst.

Zwei neue, starke Gefühle waren plötzlich in ihrer Seele lebendig geworden: die Liebe und die Eifersucht.

Den Idahof haßte sie schon längst nicht mehr so, wie sie es in den ersten Jahren getan hatte. Mit der Zeit hatte sich ja so manches Band gewoben, das sie immer fester mit diesem Orte verknüpft hatte. Noch stand die Gestalt Susannens vor ihrem Auge, die einzig und allein um ihrer Heimat willen den Tod aufgesucht hatte. Seit jenem ersten Familienabende im Dorfe waren manche Beziehungen zwischen den Bewohnern Lauterbachs und ihr geknüpft worden. Auf „Beatenruh“ war ihr nach und nach doch das Herz für die Schönheit der ländlichen Fluren aufgegangen, und in frischer Erinnerung lebte noch der junge Zauber der letzten Johannisnacht in ihrer Seele auf. Und wenn sie noch einmal alles das durchging, was Richard an jenem Abende aus seiner, aus des Hofes Vergangenheit erzählte, dann konnte sie ihre neue Heimat gar nicht mehr hassen.

Aber gleichgültig war sie, bis in diese Tage neben ihrem Manne durch das Leben gegangen. Was war er ihr im besonderen gewesen? Eigentlich ein Nichts, das sie niemals vermißt hätte. Sie hatte ja bis dahin überhaupt keinen einzigen Menschen gebraucht, sie schätzte darum auch keinen mehr wie den andern. Sie wußte ja überhaupt nicht, was ein Mensch dem andern sein konnte, darum hatte sie sich auch niemals nach einem andern Herzen gesehnt.

An jenem Johannisabende aber war ihrer Seele auch darüber ein Licht aufgegangen. Auf Richards Antlitz hatte sie es gelesen, auf Sophiens Gesicht bestätigt gefunden, was ihr selbst bis jetzt noch etwas Fremdes, Unbekanntes gewesen war: die lebendige Gemeinschaft zweier Seelen.

Aber das Verlangen nach diesem Neuerkannten erwachte jetzt in ihrer Brust; eine Sehnsucht danach wurde in ihr geboren, die immer stärker, unbezwinglicher wurde.

Aber wie sollte sie dieses Verlangen stillen? Ihr Stolz wollte sich aufbäumen, wenn sie daran dachte, daß sie einen Schritt dazu tun sollte. Von selbst war sie ja noch nie einem Menschen entgegengekommen.

Dann wallte wieder der Zorn in ihrem Gemüte auf. Wußte sie denn überhaupt, ob ihr Richards Herz noch gehörte? Schlug es nicht vielleicht schon längst für ihre Schwester? Diese hatte ihn ja gleich vom ersten Tage an für sich in Beschlag genommen. Sie war mit ihm tagtäglich allein durch die Felder gestreift und mit ihm ins nahe Städtchen gefahren; zu ihr hatte er bei den Mahlzeiten fast allein gesprochen, mit ihr wollte er in den nächsten Tagen eine Fußtour auf den Zobten machen.

Eine wilde Eifersucht packte Beate bei diesen Erinnerungen. Hätte sie ihrer Regung gefolgt, sie hätte Sophie am liebsten aus dem Hause gejagt; denn die stahl ihr ja heimlich und listig weg, was ihr doch selber gehörte.

Aber das Feld wollte sie vor den beiden nun doch nicht räumen. Noch gestern, als sie Richard gefragt hatte, ob sie nicht in diesen Wochen wieder einmal zu ihren Eltern reisen wolle, hatte sie schroff und kurz mit einem „Nein“ geantwortet, sodaß er sie verwundert und enttäuscht zugleich angesehen hatte. Und heute hatte sie ihm gesagt, daß sie die Partie nach dem Zobten mitmachen werde. Da hatte er zwar gelächelt, aber sie wollte etwas

Verstecktes in seinen Gesichtszügen dabei bemerkt haben.

Und dann ergriff sie wieder der Aerger über sich selbst. War sie nicht am Ende selber schuld, daß sich Richard ihrer Schwester zuwandte? Wenn sie sich der nun vergangenen Jahre erinnerte, dann mußte sie sich bekennen, daß Richard mit einer Geduld ohne gleichen um sie geworben hatte, daß sie aber für seine stete Liebe nur Verachtung und Kälte übrig gehabt hatte. War es daher ein Wunder, daß sich sein Herz jetzt einem Weibe zuwandte, das ihm gewährte, was sie ihm hatte nie geben mögen? Ja, wenn sie ihn verloren hatte, dann mußte sie sich selber allein die Schuld zuschreiben.

Das waren die verschiedenen Gefühle, die in Beatens Brust auf- und niederwogten in stetem Kommen und Gehen.

Die Tage waren häßlich, die jetzt für Richard, Sophie und Beate kamen. Richard wunderte sich über sein Weib, das jetzt gar so still, gar so unfreundlich wurde. Unter dieser Unfreundlichkeit hatte aber besonders Sophie zu leiden.

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten saß Beate meist stumm, in sich selber versunken da. Wenn sich Richard an sie wandte, so antwortete sie ihm nur kurz oder gar nicht. Sophie, die die Verstimmung ihrer Schwester schon seit einigen Tagen bemerkt hatte, gab sich dann doppelt Mühe, über die peinliche Situation hinwegzuhelfen, indem sie die Unterhaltung immer wieder von neuem ins Gleis brachte, wodurch sich Beate allerdings in ihren Eifersuchtsgedanken nur bestärkt und zu neuem Groll getrieben fühlte.

In der übrigen Zeit suchte Sophie meist den Garten allein auf, oder sie ging mit Richard in die Felder. Oft ließ sie sich auch von Salden nach dem Fuchsland führen und wieder abholen, da Alwine sich wegen der Unfreundlichkeit Beatens nicht getraute, in diesen Tagen auf den Idahof zu kommen.

Beate wußte nichts von den Besuchen Sophiens auf dem Fuchslande. Sie glaubte vielmehr ihre Schwester in der beständigen Umgebung Richards, und deshalb wuchs ihre Unruhe von Tag zu Tag. Am liebsten hätte sie den beiden ins Gesicht geschleudert, was ihr Herz jetzt so wild empörte; aber nein, das ließ ihr Stolz nie und nimmer zu; eher wollte sie schweigend das Aergste ertragen.

Die Ernte nahte wieder einmal. Auf den Feldern winkte dem Landmann ein reicher Getreidesegen.

Auch Richards Aecker versprachen reichliche Frucht. Da sollte der Vorsatz verwirklicht werden, den er schon vor einigen Jahren gefaßt hatte. Er fuhr nach der Stadt, um eine Dreschmaschine zu kaufen. Drei Tage hatte er etwa noch Zeit bis zum ersten Schnitt des Roggens; in dieser Zeit konnte er bequem die Maschine kaufen und nach seinem Hofe geleiten.

Hier war es still geworden, nachdem Richard abgereist war. Sophie war von Alwine heimlich nach dem Fuchslande geholt werden, so daß Beate allein im Hause zurück blieb.

Wieder verfiel sie in die Gedanken, die sie nun schon seit Wochen so unablässig quälten. Zweifel stiegen jetzt in ihrer Brust auf, Zweifel an Richards Treue. Er hatte sich in den letzten Tagen mit ihr besprochen über den Kauf der Dampfmaschine, die Felix, der vielleicht bald das Fuchsland übernehmen würde, mit ihm zusammen kaufen und benutzen wollte.

Ganz wie in den früheren Zeiten hatte er sich dabei bemüht, sie für seine Wünsche und Pläne zu interessieren, und herzlicher als er sich heute von ihr verabschiedet hatte, war es in früheren Zeiten auch niemals geschehen.

Vielleicht sah sie doch zu schwarz in dieser Sache, vielleicht schlug sein Herz noch in alter Liebe für sie, vielleicht war er erst im Begriff, sich von ihr zu entfernen und sie konnte ihn noch zurückgewinnen, wenn sie wollte. Vielleicht — ! O, wie diese Zweifel sie wieder zu quälen begannen!

Wenn es an ihr noch lag, wollte sie gern das Ihrige tun; sie wollte gern das gut machen, wo sie gesündigt hatte, auch wenn es ihr schwer fallen sollte, wenn sie nur das Glück erlangte, das sie erst jetzt ahnen gelernt hatte, und nach dem ihre Seele jetzt so hungrig lechzte.

Schon nahte der Abend heran, und noch immer konnte Beate mit ihren Gedanken nicht Frieden machen. Das ungewisse „Vielleicht" stand noch immer wie ein quälendes Fragezeichen vor ihrer bangenden Seele.

Da wurde plötzlich die Tür aufgemacht und Sophie stand vor ihr. Ihr Gesicht war gerötet vor innerer Erregung, ihre Brust hob und senkte sich schnell.

Beate starrte sie einen Augenblick an, dann fragte sie kurz: „Was gibt es, Sophie?" und der alte Groll gegen die Nebenbuhlerin erhob sich wieder in ihrem Herzen.

Statt einer Antwort warf sich Sophie an den Hals ihrer Schwester und stammelte: „Er liebt mich wieder!"

Beate tat plötzlich einen Schritt rückwärts, nachdem sie sich gewaltsam von Sophie losgerissen hatte, und fragte erbleichend und rauh: „Wer liebt dich?"

Da errötete Sophie von neuem, und leise antwortete sie: „Felix!"

Beate fand eine Weile lang kein Wort für ihre durcheinanderschwirrenden Gedanken. Sie hatte keine Ahnung gehabt von dem, was Richard schon längst mit Vergnügen gemerkt hatte, von der keimenden Liebe zwischen ihrer Schwester und Felix. Und vor allen Dingen wollte sie sich jetzt vor ihrer Schwester nicht selbst verraten; sie mußte daher mit sich selber allein sein.

Endlich fand sie Worte herzlicher Glückwünsche für Sophie, aber gleichzeitig bat sie um Entschuldigung, wenn sie auf ein paar Minuten noch mit sich allein bleiben wollte. Glückstrahlenden Antlitzes entfernte sich Sophie; viel mehr hatte sie ja von Beate nicht erwartet, sie wollte mit ihrem Glücke schon allein fertig werden.

Ein Gefühl des Glückes und des Dankes stieg in Beatens Herz auf, als sie sich wieder allein wußte. Was sie eben gehört hatte, das hatte ihr ihre Lage blitzartig hell und schnell erleuchtet. Jetzt sah sie mit klaren Augen. Sophie hatte ihr das Herz ihres Mannes nicht geraubt, nein, sie hatte ihr nur wiedergegeben, was sie bis jetzt für nichts geachtet hatte. Aber nun sollte ein neues Leben anheben; das Glück, das ihr fast entronnen wäre, wollte sie nun für immer festhalten!

* * *

In den beiden nächsten Tagen schien Beate viel beschäftigt zu sein; denn sie hielt sich fortwährend in ihrem Stübchen auf. Und doch war sie gegen ihre ganze Umgebung, besonders aber gegen Sophie von einer Freundlichkeit, daß diese sich nicht genug über ihre gänzliche Umwandlung wundern konnte.

Beate hatte eine wichtige Handarbeit vor, mit der sie Richard bei seiner Ankunft erfreuen wollte. Angeregt dazu war sie durch ein Gedicht worden, das sie in einem aus dem Journallesezirkel der Stadt entliehenen Blatte gefunden hatte, und das sie selber für ihren Mann abschreiben wollte. Er würde sich sicher über den Inhalt des Gedichtes freuen, noch mehr aber darüber, daß sie selbst es ihm aufbewahrt hatte. Das Gedicht selbst lautete:

Beatus ille!

O wie glücklich ist der Mann,
Der — wenn voll die Halme schwanken
Und der Schnitt beginnen kann, —
Keinem Menschen braucht zu danken!

Von dem Himmel ganz allein
Kam, als ein Geschenk, der Segen:
Floß der warme Sonnenschein,
Troff herab der milde Regen.

Kräfte, die von Ewigkeit
Wirkten, walteten und schufen,
Waren auch für ihn bereit,
Ohne daß er sie gerufen.

Licht und Luft und Wasser war
Immer da, die Frucht zu nähren;
Und nun rauscht es wunderbar
Durch den Reichtum seiner Aehren.

Was der Mensch vom Menschen nur
Mag in bitterm Kampf erlangen:
Lächelnd reicht es ihm die Flur,
Beut es ihm der Wiese Prangen.

Sie verlangte nur den Schweiß
Seiner Stirn, ihm zu erwidern:
Doch um seiner Mühe Preis
Braucht er sich nicht zu erniedern.

Aufrecht sammelt er und stolz,
Er, der Freie, Weltentfernte,
Was der Fluch des andern Gold's
Nie berührt: das Gold der Ernte.

Rodenberg

* * *

Richard war von seiner Reise zurückgekehrt. Im Hofe stand die große Maschine mit ihren vielen Rädern und Armen und wartete der Arbeit.

Heute abend sollte sie eingeweiht werden; die Leute des Fuchslandes und des Idahofes sollten an der Feier teilnehmen; nachher am selben Abend sollte dann die feierliche Verlobung zwischen Felix und Sophie stattfinden.

Richard hatte sich schon heimisch und glücklich gefühlt, als er am Nachmittage von Beate so freundlich empfangen worden war. Fast hatte ihn die Lust angewandelt, sich noch einmal von ihr auf längere Zeit zu trennen; vielleicht führte eine längere Trennung sie seinem Herzen dann noch näher.

Aber er traute seinen Augen kaum, als er sah, wie die beiden Schwestern einen langen Kranz aus dem Garten holten, ein Gewinde von Blumen, Aehren und Grün, das sie beide nach Beatens Angaben selbst geflochten hatten, um die Lokomobile zum bevorstehenden Einweihungsfest zu bekränzen.

Nicht genug konnte er sich wundern über das veränderte Wesen, das Beate während des ganzen Festes zeigte. Sie, die noch in den letzten Tagen fast unleidlich gewesen war, war nun die Güte und Heiterkeit selbst gegen ihn und jedermann. Sie war ganz so, wie er sie sich immer gewünscht hatte.

Aber was mochte nur diese Umwandlung in ihr bewirkt haben? Oder war ihr Verhalten

gar bloß der Ausfluß einer der augenblicklichen Launen, denen sie sich ja oft hingegeben hatte? Er sollte bald Gewißheit haben.

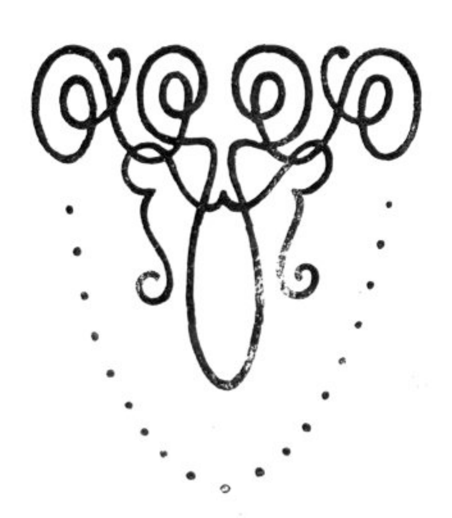
Nachdem das Fest beendet war, die Gäste fort waren und auch Sophie sich zurückgezogen hatte, nahm ihn Beate am Arm und führte ihn in ihr Stübchen. Richard mußte sich neben sie setzen, und nun beichtete sie ihm alles das, was sie in den Jahren ihrer Ehe gedacht, geplant, gehofft und gefürchtet und was sie in den letzten Wochen gelitten, gelernt, erkannt und sich vorgenommen hatte.

Wie einem weltfremd, glücklich Träumenden war es Richard zumute, als er hörte, was ihm Beate zuflüsterte. Stürmisch zog er sein Weib an sich und drückte es im Glückstaumel innig an seine Brust. Und als sie ihm dann noch ein seliges Geheimnis sanft errötend zuflüsterte, da feierte jener glückselige Traum aus vergangenen Tagen Auferstehung und schien Wirklichkeit werden zu wollen.

Einige Augenblicke verharrten beide noch in stummer Umarmung; endlich machte sich Beate leise von ihrem Gatten los, der noch immer wie träumend dasaß.

Dann bückte sie sich über seine Schulter, nahm sein Gesicht zwischen ihre beiden Hände und kehrte es der Wand zu, wo über Richards Schreibtisch eine Tafel hing mit dem Horaz-Vers:

Beatus ille qui procul negotiis
Paterna rura bobus excercet suis!





phot. Ed. van Delden in Breslau

Schloß Heidewilxen
Nach einem Gemälde von Heinrich Tüpke
in Besitz der Frau Geheimrat Unverricht in Magdeburg



Breslauer Festtage vor 300 Jahren

Von Prof. Dr. Karl Bruchmann in Breslau

Gegenwärtig sind gerade 300 Jahre verstrichen, seitdem die Stadt Breslau der Schauplatz ungewöhnlich glänzender Feste und wichtiger Verhandlungen gewesen ist. Vom 18. September bis zum 17. Oktober 1611 weilte König Matthias von Ungarn und Böhmen in ihren Mauern, um die Huldigung der schlesischen Stände entgegen zu nehmen.

Es war nicht das erste Mal, daß die Stadt einem gekrönten Haupte ihre gastlichen Pforten öffnete. Bei der Wichtigkeit ihrer Lage und der hohen Bedeutung, die sie deshalb als Handelsstadt schon früh erlangt hatte, beeilten sich die polnischen Herrscher wie später die Könige von Böhmen in der Regel schon bald nach ihrem Regierungsantritt, hierher zu kommen, um sich unter Anerkennung der altverbrieften Rechte der Stadt feierlich huldigen zu lassen und sich so ihren Besitz zu sichern. Es ist jedoch schwerlich anzunehmen, daß bei diesen Huldigungseinzügen der Polen ein besonderer Prunk entfaltet worden ist und die Bürgerschaft daran regeren Anteil genommen hat. Das geschah erst, nachdem Breslau Anschluß an die Krone Böhmen, also zunächst an das Luxemburgische und später an das Habsburgische Herrscherhaus gefunden und man sich daran gewöhnt hatte, in dem Besuche des Landesherrn ein freudiges Ereignis zu erblicken, das mit festlichen Veranstaltungen aller Art gefeiert werden müsse. Seitdem werden diese Fürstenbesuche hier wie anderwärts Merksteine im Kulturleben der Stadt. In ihnen spiegeln sich vielleicht am stärksten die Anschauungen, Sitten und Gebräuche ihrer Zeit wieder.

Diese Reihe fürstlicher Besuche beginnt im 14. Jahrhundert mit den wiederholten Besuchen König Johanns „des Blinden" (1310—1346). An seiner Seite weilte im Jahre 1337 zum erstenmal sein Sohn, der nachmalige Kaiser Karl IV., in Breslau, der später, nach seiner Thronbesteigung, wiederholt die Stadt besucht hat. Dasselbe gilt von seinen beiden Söhnen Wenzel und Siegmund. Für Albrecht II., Siegmunds Schwiegersohn und Nachfolger, hatte sein Breslauer Aufenthalt (im Jahre 1438) sehr unerfreuliche Folgen. Durch einen Sturz auf der Treppe seiner Hofstatt zog er sich nämlich eine schwere Verletzung am Beine zu, durch die er wochenlang ans Krankenlager gefesselt wurde. Er blieb bis an sein Lebensende hinkend. Dann folgen die Besuche seines Sohnes Ladislaus Posthumus, des Ungarnkönigs Matthias Corvinus, des Böhmenkönigs Wladislaws II. und, nachdem durch den Tod seines Sohnes Ludwigs II. (bei Mohacs 1526) die vorübergehend gelösten Beziehungen Schlesiens zum Hause Oesterreich aufs neue angeknüpft worden waren, die Habsburgischen Herrscher Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II.

Da nach dem Brauche jener Zeit ein Herrscher seine Rechte erst dann ausüben durfte, wenn er die Huldigung der Stände entgegengenommen hatte, war eine derartige Reise, selbst wenn sie mit erheblichen Unkosten und Unbequemlichkeiten verknüpft war, für ihn geradezu eine politische Notwendigkeit.

Nachdem im Mai des Jahres 1611 Kaiser Rudolf nach Verlust aller seiner übrigen Erbländer seinem Bruder Matthias schließlich auch noch Böhmen abgetreten hatte, säumte dieser nicht, unter Bestätigung aller Privilegien und Anerkennung des Majestätsbriefes die Huldigung der mit der Wenzelskrone verbundenen Länder, nämlich der Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz, sowie des Herzogtums Schlesien, entgegenzunehmen. Er brach daher am 28. August von Prag auf, reiste zunächst nach Bautzen, von dort über Görlitz nach Sorau und traf am 15. September in Liegnitz ein, wo ihm bereits Herzog Johann Christian mit seiner Ritterschaft einen überaus glänzenden Empfang bereitete. An der Grenze des Städtchens Neumarkt, das damals der Verwaltung der Stadt Breslau unterstand, wurde er am folgenden Tage von den Abgesandten des Breslauer Rates — Daniel Heßler, Hans Haunoldt und dem Syndikus Dr. jur. Christoph Henscher — begrüßt und nach Lissa geleitet. Hier verblieb er bis zum 18. September, dem Tage seines Einzuges in Breslau, als Gast des Herrn Heinrich Hörnig von Malkwitz in dessen neuerbautem schönen Schlosse und empfing daselbst die Besuche seines Vetters, des Erzherzogs Karl, Bischofs von Breslau und Neisse, und des Oberlandeshauptmanns von Schlesien, sowie anderer Mitglieder des hohen Adels*).

Seit Rudolfs Anwesenheit im Jahre 1577, also seit länger als einem Menschenalter, hatten die Breslauer kein gekröntes Haupt in ihren Mauern gesehen. Umso eifriger gingen sie, als Matthias seinen Besuch in Aussicht gestellt hatte, ans Werk, namentlich denjenigen Teilen der Stadt, die er bei seinem Einzuge berühren mußte, einen festlichen Anstrich zu geben. Die Skulpturen am Nikolaitor, die sich heutzutage an der Elftausend-Jungfrauenkirche befinden, die heilige Barbara auf der Reuschenstraße (jetzt Nr. 36), das Bild des Erlösers am Kinderhospital, dem jetzigen Schulhause auf der Nikolaistraße (Nr. 63), und das der Gottesmutter auf derselben Straße wurden aufgefrischt, die Fenster der Elisabethkirche ausgebessert und sie selbst mit aschfarbenen Quadersteinen eingefaßt. Ferner schaffte man die Bauden am Ringe beiseite und unterzog den Marktplatz und alle Gassen einer gründlichen Reinigung. Die vom Rate ernannten Kellerherren und Küchenmeister hatten für den Einkauf großer Vorräte von Speise und Trank, Heu und Streu zu sorgen. Bei der Wage, d. h. dort, wo jetzt das Denkmal Friedrichs des Großen steht, wurde eine geräumige Küche aufgeschlagen und dafür eine Notwage auf dem Roßmarkte hergestellt. Der „Kruzis"-Jahrmarkt, der vom 14. bis 21. September stattfand, wurde vor das Schweidnitzer Tor verlegt. Die Bürgerkompagnien wurden gemustert, die Quartiere für die zu erwartenden Gäste und ihr Gesinde verteilt und als Wohnung für den König selbst wiederum die drei, den Herren Uthmann, Röber und Henscher gehörigen Häuser auf dem Ringe (jetzt Nr. 8, 7 und 6) eingerichtet, die bereits bei früheren Gelegenheiten demselben Zwecke gedient hatten**). Endlich durfte auch, der Sitte und dem Geschmack jener Zeit gemäß, eine große, mit allegorischen Figuren und Sinnsprüchen reich geschmückte Ehrenpforte nicht fehlen. Nach dem Entwurf des Malers Georg Hayer, der davon auch einen Kupferstich anfertigte, mit einem Kostenaufwand von 7[illegible]5 Talern erbaut, erhob sie sich an der Ecke der Albrechtstraße und des Ringes bei einer Breite von 12 Metern in vier Stockwerken zu der stattlichen Höhe von mehr als 28 Metern und hatte drei Durchgänge. Den Hauptschmuck des durch prunkvolle Säulen gegliederten Unterbaues bildeten die Allegorien der Majestät, der Macht, der Vorsehung, der Ruhe, des Friedens und der Freiheit. Der „Majestas" (oberhalb des linken Seitentores an der Vorderfront), der ein aus Wolken herabschwebender Adler eine Königskrone aufsetzte, entsprach oberhalb des rechten Durchganges eine „Potestas" mit behelmtem Haupte, der eine Hand aus den Wolken ein Schwert reichte. Ueber jener thronte im Hauptgesims eine „Providentia" mit einer Sternenkrone ums Haupt und einem Meßstabe und einem Reichsapfel in den Händen, während oberhalb der Potestas, auf eine Uhr gestützt, eine „Requies" schlummerte, vor der als Symbol der Wachsamkeit ein Kranich stand. Auf der der Albrechtstraße zugekehrten Rückfront waren eine lorbeergeschmückte Friedensgöttin mit dem

*) Hauptquelle über die Reise des Königs nach Schlesien und namentlich seinen Breslauer Aufenthalt ist eine 1611 erschienene Flugschrift von Georg Reutter, die bereits von Nikolaus Pol in seinen „Jahrbüchern der Stadt Breslau" (Band V, S. 94 ff.) und neuerdings von Erich Fink in seiner „Geschichte der landesherrlichen Besuche in Breslau" (S. 82—89), einem an Mißverständnissen und Flüchtigkeitsfehlern überreichen Buche, benützt worden ist.

**) Vielleicht geben diese Zeilen die Anregung dazu, durch Anbringung einer Gedenktafel an einem dieser Häuser daran zu erinnern, welche Fülle geschichtlicher Erinnerungen sich an diese Stätte knüpft.

Oelzweig in der Hand eine Göttin der Freiheit dargestellt, zu deren Füßen ein gefesselter Türke lag. An der Innenseite des Haupttores war braun in braun eine „Justitia“ mit Wage und Schwert und eine Allegorie der Kraft mit einer zerbrochenen Säule und einem Löwen gemalt; dazwischen hing eine vergoldete, mit Perlen und Edelsteinen geschmückte Krone herab. Im zweiten Stockwerk befand sich eine reich verzierte Bühne für die Musiker. Darüber schwebte ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der ein Spruchband mit der Aufschrift „Vivat Matthias“ trug. Auf den vier Ecken des dritten Stockwerkes saßen Posaune blasende Engel, und auf dem vierten standen zwei Putten mit Wappenschilden und lodernden Fackeln. Eine fast drei Meter hohe Göttin des Ruhmes, die in jeder Hand einen Lorbeerkranz emporhielt, bildete in schwindliger Höhe den Abschluß des Bauwerkes. Zu diesem figürlichen Schmuck kam aber noch ein reiches, dekoratives Beiwerk an Pyramiden mit Wappenschilden, Säulen, Galerien und Inschriften aller Art. Hierbei verdient die Tatsache Hervorhebung, daß in diesen Inschriften Matthias beständig als der Zweite seines Namens bezeichnet wird. Für Böhmen war er nämlich der Erste; denn für dieses Land kam Matthias Corvinus nicht mit in Betracht, den andererseits die Schlesier mit einem gewissen Selbstgefühl als ihren Matthias I. bezeichneten, um so die Gemeinschaft mit der Krone Böhmen abzuleugnen.

Am 18. September, einem Sonntage, erfolgte endlich der Einzug des Königs in die Stadt Breslau. In der Morgenfrühe begaben sich die Fürsten und Stände mit ihrer Reiterei zum Nikolaitor hinaus bis zur „Pelzbrücke“ (der Lohebrücke an der Lissaer Landstraße), wo der Oberlandeshauptmann von Schlesien, Herzog Karl zu Münsterberg und Oels, den König mit einer Ansprache begrüßte. Matthias, der seinen Reisewagen verlassen und ein Roß bestiegen hatte, ließ hierauf mit sichtlichem Wohlgefallen das farbenprächtige Bild an sich vorüberziehen, das ihm die Herren und Stände mit ihrem in alle möglichen Livreen gekleideten Gefolge darboten. Bald nahten ihm auch an der Spitze von 300 Berittenen die Abgesandten des Breslauer Rates, um ihn in einer roten, mit dem Stadtwappen geschmückten Saffiantasche die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Die Begrüßungsrede des Syndikus Dr. Henscher beantwortete der böhmische Kanzler Zdenco von Lobkowitz. Während sich sodann die Haufen zum Einzug in die Stadt ordneten, nahmen die Bürger unter ihren Viertelmeistern und Fähnrichen in Wehr und Waffen teils auf den Wällen, teils auf den Straßen, die der König passieren mußte, bis zum Sande hinaus zur Spalierbildung Aufstellung. Au.. wurden an den Toren und öffentlichen Ge.. bäuden der Stadt Wachen aufgestellt.

Den Zug des Königs eröffneten, gleichsam als Wegweiser, drei Vertreter der Breslauer Bürgerschaft. Dann folgte die Reiterei des genannten Herzogs von Münsterberg und Oels, ferner die des Hohenzollernschen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, des Herzogs Johann Christian von Liegnitz und Brieg, des Herzogs Adam Wenzel von Teschen, der Freiherren von Wartenberg, Militsch, Trachenberg und Pleß, der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, Groß-Glogau, Oppeln und Ratibor, Sagan, Münsterberg, Frankenstein und Breslau, dann noch die der Breslauer Bürgerschaft und die des Königs. Hierauf kamen die Herren und Fürsten selbst, zunächst diejenigen niederen Ranges, zuletzt die genannten vier Herzöge von Münsterberg-Oels, Jägerndorf, Liegnitz-Brieg und Teschen. Unmittelbar vor dem Könige ritt sein oberster Hofmarschall, Wolf Siegmund von Losenstein, mit dem blanken Schwert in der Rechten und entblößtem Haupte, und endlich kam der König selbst, in goldgestickter, mit Edelsteinen besetzter, ungarischer Gewandung, auf einem Falben mit vergoldetem Sattel und reichgeschmückter Satteldecke, umgeben von je 50 Leibtrabanten und Musketieren in den ungarischen Landesfarben (Rot-Weiß-Grün). In seinem zahlreichen Gefolge befanden sich außer dem bereits erwähnten böhmischen Kanzler auch der Wiener Bischof Melchior Khlesl, des Königs einflußreichster Ratgeber, und General Dampierre, der später, in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, eine wichtige Rolle gespielt hat. Die militärische Bedeckung wurde von zwei Fähnlein Wallonen zu je 100 Mann und 18 deutschen Reitern gebildet. Zuletzt kam eine Reihe von 49 teils vier- teils sechsspännigen Karossen, die unterwegs vom Könige und seinem hundertköpfigen Gefolge benutzt worden waren. Zweifellos gehört der farbenprächtige Zug, der über 4500 Mann stark gewesen sein soll, zu den prunkvollsten Schauspielen, welche Breslau jemals gesehen hat. An malerischer Buntheit ist er jedenfalls von keinem zweiten Herrschereinzuge übertroffen worden. — Während im allgemeinen die Livree der Knechte, namentlich der zahlreichen Trompeter und Heerpauker, den Wappen und Landesfarben ihrer Herren entsprach, hatte der Herzog von Teschen in der Ausstattung seiner Reiter einen wahrhaft exotischen Geschmack bewiesen, indem er sie teils wie Türken, teils mit Leoparden- und Tigerfellen gekleidet hatte.

Als sich der Zug der Stadt näherte, begannen die Geschütze auf den Wällen zu

donnern und die Glocken auf allen Türmen in und vor der Stadt zu läuten. Vor dem Nikolaitore angelangt, wurde der König von Trommeln und Pfeifen, Pauken und Trompeten begrüßt. Vom Kranze des Elisabethturmes, wohin man ein Positiv geschafft hatte, tönte ihm Vokal- und Instrumentalmusik entgegen. Auf dem Ratsturme schmetterten Trompeter ihre Fanfaren, und auf der Galerie der Ehrenpforte ließ sich ein kleines Blasorchester vernehmen. Während Matthias darunter hindurchritt, wandte sich die hoch oben stehende Figur der Gloria um und winkte dem nach der Albrechtstraße zu reitenden Monarchen mit ihren hocherhobenen, Kränze haltenden Händen einen Abschiedsgruß zu, und der Engel, der das Spruchband hielt, schlug mit den Flügeln. An der Sandkirche teilte sich der Zug, indem die gesamte Reiterei nach dem Elbing abschwenkte, während sich Matthias mit den Vornehmsten zum Dome begab. An der Dombrücke saßen alle ab und gingen zu Fuß über die Brücke, wo der Monarch vom Klerus mit Fahnen, Lichtern und Gesang empfangen wurde. Vom Domherrn Dr. Franz Ursinus wurde er mit einer lateinischen Ansprache begrüßt, nachdem er das silberne Kruzifix, das ihm der Weihbischof Georg, Abt von St. Vinzenz, darbot, knieend geküßt hatte. Die Schüler, Sänger und Kantoren der Dom-, Kreuz- und Sandkirche, die Aebte, Prälaten und Domherren in vollem Ornat, sowie die bischöflichen Diener und Trabanten bildeten zu beiden Seiten der Domstraße, die man mit einer dicken Grasschicht belegt hatte, bis zum Domportal Spalier. Hier wurde Matthias von seinem Vetter, dem Bischof Karl, empfangen und unter Orgelklang und Trompetenfanfaren in das Gotteshaus geleitet, wo ein kurzer Gottesdienst mit Tedeum und Benediktion stattfand. Hierauf begab sich der ganze Zug unter Glockengeläut und Kanonendonner über den Neumarkt zur Albrechtstraße zurück und von da über den Ring am Schweidnitzer Keller vorbei zum Quartier des Königs. Sodann verteilte sich die Bürgerschaft, die auch hier wieder Spalier gebildet hatte, ebenso wie die Mannschaft von den Wällen und die fremden Reiter, in ihre Quartiere. Die Musiker auf dem Elisabethturme, dem Ratsturme und der Ehrenpforte aber spielten noch abwechselnd während der königlichen Tafel auf, diejenigen auf dem Ratsturme auch an den nächsten Tagen, solange Matthias in Breslau weilte, um 10 Uhr morgens und um 5, später um 4 Uhr nachmittags, und die auf der Ehrenpforte, so oft er sich in die Kirche begab. Ob bei all diesem festlichen Gepränge die Stimmung der Bevölkerung sonderlich warm gewesen ist einem Landesherrn gegenüber, der sich kaum als Deutscher fühlte, sondern geflissentlich den Ungarn spielte, das wird man billigerweise bezweifeln dürfen. Auch wußte man es, daß er wie jeder Habsburger ein Feind der Ketzerei war, wenn er auch den Majestätsbrief seines Bruders bestätigt hatte. Doch selbst loyale Katholiken mochten sich zunächst des unbehaglichen Gefühls nicht ganz erwehren können, einen Usurpator vor sich zu haben, mochte auch der an seinem Bruder begangene Thronraub in dessen „Gemütsblödigkeit" eine Entschuldigung finden.

Der Aufenthalt des Königs in Breslau zog sich weit länger hin, als er selbst erwartet und gewünscht hatte. Während er nämlich gehofft hatte, schon am nächsten Tage die Huldigung der schlesischen Fürsten und Stände entgegennehmen zu können, erhoben diese infolge von mancherlei Beschwerden, zu denen die böhmische Kanzlei den Schlesiern Anlaß gegeben hatte, die Forderung einer selbständigen Verwaltung des Landes. Mit einer allgemein gehaltenen Bestätigung ihrer Privilegien, zu denen auch der Majestätsbrief gehörte, waren sie nicht zufrieden. Unter Androhung der Eidesverweigerung wünschte man vielmehr eine neue, von der böhmischen Kanzlei unabhängige deutsche Kanzlei, die als oberste Regierungsbehörde die schlesischen und lausitzischen Angelegenheiten bearbeiten und entscheiden und aus einem Vizekanzler, vier Räten und einem Sekretär bestehen sollte. Daneben nahmen die Fürsten und Stände auch das Recht in Anspruch, im Einverständnis mit den lausitzischen Ständen für diese Stellen geeignete Persönlichkeiten vorzuschlagen. Die Verhandlungen wurden mit großer Zähigkeit geführt. Bei dem Widerstande, den Matthias der Forderung der Schlesier entgegensetzte, scheint er namentlich unter dem Einfluß seines Kanzlers Lobkowitz gestanden zu haben. Aber schließlich gab er doch nach. Vizekanzler wurde Georg Freiherr von Schönaich auf Carolath und Beuthen, dessen Sekretär Adam Rösler, und zu Räten wurden Otto von Nostitz, Dr. Melander, Friedrich von Minkwitz und Heinrich Stange von Stonsdorf ernannt. Daß Matthias, bevor er sich zu diesem Zugeständnis bequemte, den alten und schwachen Oberlandeshauptmann von Schlesien zu sich auf die Burg gelockt, hier eingesperrt und durch Todesdrohungen zu dem Eide gezwungen habe, sich den Forderungen der Krone unbedingt zu unterwerfen, und daß sich der König erst infolge der Drohungen des Herzogs von Brieg und des Markgrafen von Jägerndorf, sowie der feindseligen Haltung der Bürgerschaft

gefügt habe, dies alles scheint Legende zu sein. Zeitgenössischen Quellen ist die Erzählung jedenfalls fremd. Es ist ja nicht unmöglich, daß gegen den alten, schwachen Herzog ein Einschüchterungsversuch gemacht worden ist; die plumpe, gewaltsame und unvernünftige Handlungsweise jedoch, die hier dem sonst so schlauen Matthias zugeschrieben wird, erscheint, wie schon Grünhagen*) richtig erkannt hat, wenig glaubhaft.

Nach Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten konnte endlich am 9. Oktober die feierliche Huldigung vor sich gehen. Frühmorgens begab sich Matthias zunächst zum Hochamt in die Adalbertkirche. Vor ihm ritten zehn Trompeter und ein Kesselpauker in den ungarischen Farben; dann folgten zu Fuß und barhäuptig, doch in derselben Gewandung, seine Edelknaben, Lakaien, Trabanten und Musketiere, dann zu Pferde drei Herolde, der eine mit dem böhmischen, der zweite mit dem ungarischen, der dritte mit dem österreichischen Wappen auf dem Gewande und mit weißen Stäben als Symbolen des Friedens in den Händen. Dicht vor dem Könige ritt wieder, wie beim Einzuge, sein Hofmarschall mit dem blanken Schwerte in der Rechten. Matthias selbst erschien wieder in prunkvoller, ungarischer Tracht mit dem Orden vom goldenen Vließ auf der Brust. Hinter ihm ritten die vier schlesischen Herzöge, während ein vielköpfiges Gefolge von königlichen Beamten, sowie von Hauptleuten und Abgesandten der schlesischen Fürstentümer zu Fuß nachfolgte. Nach der Messe begab sich der Zug in derselben Ordnung über die Schmiedebrücke zur Königlichen Burg, wo der König vom Bischofe empfangen und zunächst in ein besonderes Zimmer geführt wurde, um hier seinen Eid auf das Evangelium vor dem Bischofe und den vier Fürsten abzulegen. Dann erst betrat er den festlich geschmückten Saal, um den Huldigungseid des Bischofs, der vier Fürsten, der Freiherren, der Abgesandten aus den Fürstentümern Sagan und Münsterberg-Frankenstein, sowie aus der Breslauischen, Neumarktischen und Namslauischen Landschaft entgegenzunehmen. Auch die Vertreter der Stadt Breslau durften hier zusammen mit den Fürsten und Ständen ihren Eid leisten, obwohl Kaiser Rudolf bei seiner Anwesenheit in Breslau ausdrücklich angeordnet hatte, daß dies im Quartier des Landesherrn zu geschehen habe.

Kanonendonner und Glockengeläut verkündeten der Bürgerschaft, daß die Huldigung vollzogen sei. Vor Beginn des Prunkmahles leisteten dann noch die Vertreter des Domkapitels dem Könige in seinen Zimmern den Huldigungseid. Beim Mahle selbst, das in dem Henscherschen Hause stattfand, wurde das Zeremoniell beobachtet, daß rechts vom Könige, doch in einiger Entfernung von ihm, der Bischof saß, links dagegen, mit dem Rücken gegen die Fenster, die vier weltlichen schlesischen Fürsten. An gesonderter Tafel speisten der Herrenstand sowie die Abgesandten der Erbfürstentümer und die schlesischen fürstlichen Räte. In einem angrenzenden Zimmer wurde die Tischmusik zu den Klängen eines Regals, d. h. eines kleinen, orgel- oder harmoniumartigen Instrumentes, ausgeführt.

Am nächsten Morgen überreichte eine Abordnung der Bürgerschaft dem Könige eine Denkschrift, in der die Bitte um Einschränkung der Freizügigkeit ausgesprochen war, da sie die Zünfte in „Ungelegenheit" zu bringen drohe. Bald darauf fand auf dem Ringe die Huldigung der Breslauer Bürgerschaft statt. Der König trat entblößten Hauptes, wiederum in ungarischer Kleidung, an das Mittelfenster des Röberschen Hauses, an das Fenster rechts daneben der Hofmarschall mit bloßem Schwert und zur Linken der Kanzler, während die übrigen Fenster von Zuschauern besetzt waren. Nachdem der Kanzler in deutscher Sprache die Gemeinde, zu der auch die Abgesandten von Neumarkt und Namslau gehörten, zu schuldiger Leistung ihrer Eidespflicht ermahnt hatte, trat ein Sekretär an seine Stelle und las die Eidesformel mit lauter Stimme zum Fenster hinaus vor. Die Bürger genügten ihrer Pflicht, indem sie den Eid mit erhobenen Fingern nachsprachen.

Schon am vorangegangenen Tage hatte auf dem Schweidnitzer Anger hinter dem „Neubegräbnis", d. h. südlich vom heutigen Salvatorplatz, ein Ringelrennen und Turnier stattgefunden, dem auch der böhmische Kanzler und einige Räte beiwohnten. Den ersten Preis erfocht an diesem Tage Herzog Johann Christian, doch mußte er schleunigst noch an demselben Tage an das Wochenbett seiner Gemahlin nach Brieg zurückkehren. Am nächsten Tage wohnte Matthias selbst nebst den übrigen Fürstlichkeiten und seinem Gefolge dem ritterlichen Schauspiele bei und beteiligte sich sogar persönlich an einem Rennen. Zwei mit türkischen Teppichen geschmückte Tribünen waren daselbst errichtet, die eine für die Damen, die andere, vor der die vom Markgrafen von Jägerndorf gestifteten Preise aufgestellt waren, für die Preisrichter und sonstigen hohen Gäste. Während der Pausen trieb der Hofnarr des Königs auf dem Rennplan seine Späße. Mit der Verteilung der Preise

*) Geschichte Schlesiens II, Anmerkungen Seite 19.

durch den Markgrafen, der überhaupt die Rolle des Veranstalters und Festordners gespielt zu haben scheint, gelangte das Spiel, das bald nach Tisch begonnen hatte, gegen 4 Uhr nachmittags zum Abschluß. Außerdem fand zur Belustigung des Volkes vom 25. September bis zum 12. Oktober — dem Tage, an welchem vor 35 Jahren Matthias' Vater Maximilian aus dem Leben geschieden war — im Schießwerder ein Musketenschießen auf 400 Ellen Entfernung statt, zu dem der Rat eine Beihilfe von 100 Talern in Gold leistete. Es beteiligten sich daran 619 Personen, darunter auch Leute, die in königlichen Diensten standen, gegen eine Einlage von 18 Groschen (einem halben Taler). Ehrenpreise aus Zinn, Geldprämien von 15 Gulden an abwärts und bunte, seidene Fähnchen mit Angabe des Preises wurden den besten Schützen zuteil.

Endlich am 17. Oktober trat Matthias über Ohlau, Grottkau, Neisse, Sternberg (in Mähren) und Olmütz die Rückreise nach Wien an. Die Breslauer hatten ihn und sein zahlreiches Gefolge sehr gastfreundlich aufgenommen; betrugen doch allein die Ausgaben für die Hofküche, die nach dem Brauche jener Zeit aus dem Stadtsäckel bestritten werden mußten, 6458 Taler 31 Groschen $10^1/_2$ Heller. Trotzdem mußten sie sich noch kurz vor seiner Abreise eine ernste Rüge gefallen lassen, weil 1608 ein Volkshaufe das Adalbertkloster gestürmt und dabei Altäre, Kruzifixe, Epitaphien, Heiligenbilder u. dgl. teils zerstört, teils geraubt hatte. Infolgedessen war die Kirche länger als ein Jahr unbenutzbar gewesen und mußte neu eingeweiht werden. Den Tumult hatte der polnische Dominikaner Abraham Bzovius hervorgerufen, ein zanksüchtiger Mann, der, 1608 zum Generalvikar des Dominikanerordens in Schlesien ernannt, mit Hilfe einiger polnischer Ordensbrüder das deutsche Element daraus zu verdrängen suchte*). Obwohl also der Aufruhr der Breslauer lediglich eine Auflehnung gegen den Slavisierungsversuch eines fremden Klerikers gewesen war, wurde doch der Rat jetzt vom Könige in einem Anschreiben vom 13. Oktober für den angerichteten Schaden haftbar gemacht und beauftragt, dadurch Ersatz zu schaffen, daß er die im Jahre 1525 in Gewahrsam genommenen Monstranzen, Meßgewänder und sonstigen Wertsachen unweigerlich herausgebe.

Abgesehen von diesem unerwünschten Zwischenfall, von dem ja aber lediglich die Breslauer getroffen wurden, konnten die Schlesier mit dem Ergebnis des Besuches ihres Landesherrn wohl zufrieden sein. Die bewilligte Gründung einer deutschen Kanzlei war für sie die Erfüllung eines längst gehegten Lieblingswunsches, und da außerdem auf grund eines Privilegiums vom Jahre 1498 nur einem Schlesier die Oberhauptmannschaft übertragen werden durfte, hatte Schlesien damals, um mit Grünhagen**) zu reden, „eine so günstige Position, ein solches Maß freiheitlicher Selbstbestimmung erlangt, wie kaum jemals im ganzen Laufe der Geschichte“. Demgemäß empfand man auch allgemein große Befriedigung und Dankbarkeit gegen Matthias, der die Fürsten und Stände auch dadurch Ausdruck gaben, daß sie ihm bei seiner Abreise eine Ehrengabe im Betrage von einer Tonne Goldes bewilligten.

*) Heyne, Geschichte des Bistums Breslau III, S. 965 f.
**) Geschichte Schlesiens II, S. 132.

Mariensommer

Maria ist dahingegangen
Heut in der Frühe durch die Au.
Viel seidne Fäden blieben hangen
Vom Kleide unsrer lieben Frau.

Maria segnet still im Schreiten
Die Fluren all zur Winterruh;
Worüber ihre Hände gleiten,
Das neigt getrost dem Schlaf sich zu.

Doch wohin traf der Blicke Kosen,
Da stehn noch einmal Blüten auf,
Da schließen froh die Herbstzeitlosen
Und dankbar ihre Kelche auf.

Marie Oberdieck



Die durch Hochwasser zerstörte Kirche in Arnoldsdorf

In Wassersnot

Von P. Thamm in Ziegenhals

Wenn man sich von der schlesischen Kreisstadt Neisse nach Süden wendet, gelangt man nach wenigen Stunden an das bewaldete Grenzgebirge, das Preußen von Oesterreich scheidet. Hier, am Fuße der weithin sichtbaren Bischofkoppe streckt sich längs eines vielfach gekrümmten Baches der mittelgroße Pfarrort Arnoldsdorf hin, eingebettet in ein fruchtbares Tal, das beiderseits von sanften Anhöhen begrenzt wird. Inmitten des Dorfes erhebt sich das kleine Kirchlein, umgeben von dem Friedhofe, dessen Mauern an der einen Seite von den Wellen des Baches bespült werden. In heißen Sommertagen kommt es wohl vor, daß dessen Wasser fast ganz versiegt und nur zwischen den glatten, runden Steinen kleine Rinnsale übrig bleiben; zur Zeit der Schneeschmelze aber schwillt er an und richtet in manchen Jahren bedeutenden Schaden an.

Unterhalb der Kirche, nicht weit von ihr, befindet sich der stattliche Hof des Bauern Veit, allgemein der Brückenhof genannt, weil dicht vor dem Tore eine Brücke über den Bach führt. Sein nächster Nachbar ist der Bauer Feldner, dessen Gehöft und Felder jedoch auf der Anhöhe liegen, also vom Bache entfernt, und der Gefahr einer Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sind.

Zwischen Veit und Feldner bestand seit jeher eine aufrichtige Freundschaft, die selbst durch kleine, unangenehme Zwischenfälle, wie sie auf dem Dorfe unter Nachbarn so häufig vorkommen, nicht gestört wurde. Einer half dem andern mit Rat und Tat, und der aus Latten bestehende Grenzzaun war für die Kinder beider weniger ein Hindernis als ein Anreiz, durch die im Laufe der Jahre entstandenen Lücken aus- und einzukriechen und bald in dem einen, bald im andern Gehöft sich fröhlich zu tummeln. Besonders werktätig zeigte sich diese Freundschaft, als in dem einen Jahre durch Ueberschwemmung die niedrig gelegenen Felder Veits arg gelitten hatten und der größte Teil der Ernte vernichtet worden war.

Damals zeigte sich sein Nachbar als wahrer Freund, indem er dem Schwerbetroffenen freiwillig ein Darlehn von 3000 Talern anbot. Freudig ergriff Veit die dargebotene, helfende Hand und erklärte sich bereit, dem Freunde darüber einen Schuldschein auszustellen. Dieser jedoch, von altem Schrot und Korn, meinte:

„Zwischen uns bedarf es keiner schriftlichen Abmachung; ein Wort — ein Mann! So hat es bei unsern Vätern geheißen, und so soll es auch zwischen uns gehalten werden. Ich weiß, sobald du imstande bist, die Schuld zu zahlen, wirst du sie auch zahlen. Nur unsre ältesten Söhne, die nach uns die Wirtschaft

führen werden, sollen Kenntnis davon erhalten, damit ein jeder weiß, woran er ist".

Damit war Veit einverstanden, und von der Schuld war weiterhin nicht mehr die Rede.

Einige Zeit darauf starb der alte Feldner, und sein Sohn Franz trat das väterliche Erbe an. Er war das Ebenbild seines braven Vaters und errang sich in kurzer Zeit wegen seines biederen Charakters die Achtung der Dorfbewohner. Auch Veit war alt geworden, und da ihm das Wirtschaften wegen seiner Kränklichkeit schwer fiel, übergab er den Hof seinem Sohne Joseph und bezog ein kleines Stübchen im Hinterhause als Ausgedinge. Dies geschah zur selben Zeit, als der Nachbarhof seinen Herrn wechselte.

Der junge Veit hatte wohl das Gut seines Vaters, nicht aber dessen Charakter geerbt, und bald traten seine schlimmen Eigenschaften hervor. Neben einem eigensinnigen Kopfe besaß er einen so ausgeprägten Geiz, daß die Dienstboten wegen mangelhafter Kost und schlechten Lohnes zu murren anfingen.

Auf die Felder der beiden Nachbarn führte ein gemeinsamer Weg, der früher im friedlichen Uebereinkommen von beiden Parteien instand gehalten wurde. Der junge Veit aber weigerte sich, etwas zu dessen Ausbesserung beizutragen und führte so den ersten ernstlichen Streit zwischen beiden Höfen herbei. Zwar wurde dieser nach vieler Mühe durch den alten Veit beigelegt, zwar scheute sich sein Sohn, so lange der Vater lebte, offen gegen seinen Nachbar vorzugehen. Als letzterer jedoch starb — es war in einem Frühjahre — trat er mit seiner Gehässigkeit offen hervor. Er errichtete zwischen beiden Höfen einen festen Zaun, pfändete rücksichtslos das Federvieh des Nachbars, wenn es sich auf sein Gebiet verirrt hatte, verbot den Seinigen den Verkehr mit den Nachbarsleuten und drohte bei dem geringsten Versehen mit Prozessen. Sein Haß stieg aber aufs höchste, als bei der nächsten Gemeindewahl nicht er, sondern sein Nachbar Feldner in den Gemeindevorstand gewählt wurde. Sogar zu Verdächtigungen über seinen vermeintlichen Feind ließ er sich hinreißen, und mehr als einmal mußte er Widerruf leisten, was natürlich die Achtung für ihn im Dorfe nicht erhöhte.

Unter solchen Umständen fühlte sich Feldner endlich veranlaßt, auch seinerseits den Verkehr mit Veit abzubrechen, um nicht immer wieder Anlaß zu Aergernissen zu haben. Als einst an der Grenzscheide der Felder mit seinem Nachbar zusammentraf, nahm er deshalb Gelegenheit, sich mit ihm auszusprechen.

„Es tut mir leid," sagte er, „daß die langjährige Freundschaft, die einst unsere Väter verband, zwischen uns nicht mehr besteht Ich weiß keinen Grund, warum du mir zürnst. Trotzdem biete ich dir die Hand zur Versöhnung; es ist kein gutes Beispiel, das wir den Unsrigen und der Gemeinde geben. Ist es nicht besser, sich gegenseitig zu helfen, als wegen des geringsten Anlasses mit einander zu streiten? Laß uns in Frieden und guter Nachbarschaft leben!"

„Laß mich in Ruh!" entgegnete Veit. „Ich verlange deine Freundschaft nicht und brauche deine Hilfe nicht."

„Nun gut," sprach Feldner, „ich dränge mich dir nicht auf; ich will wie bisher im Andenken an unsere Väter jeden Zwist vermeiden. Doch muß ich dich dann bitten, die Schuld von 3000 Talern zu tilgen!"

„Welche Schuld? Welche 3000 Taler?" fragte erregt Veit.

„Nun, du weißt ja, die einst mein Vater dem deinigen geborgt hat."

„Aber die sind ja schon längst bezahlt!"

„So? Wann wäre denn das geschehen?"

„Das Geld habe ich dir schon bei Lebzeiten meines Vaters, gleich als ich die Wirtschaft übernahm, ausgezahlt."

„Du irrst dich, besinne dich eines Besseren. Ich will hoffen, daß du die Schuld nicht abstreiten willst! Oder willst du zu alledem noch auf deinen Namen Unehre häufen?"

„So!" rief Veit erregt, „du beleidigst mich noch und hältst mich eines Betruges fähig? Gut, wir werden uns anderswo sprechen!"

„Jawohl, das werden wir!"

So trennten sich die beiden. Es kam zum Prozesse. Am bestimmten Termine erschienen Veit und Feldner vor dem Richter. Da weder Schuldschein noch Quittung vorlagen, blieb dem Richter nichts anderes übrig, als durch einen Eid Klarheit in der Rechtssache zu schaffen. Feldner wurde aufgefordert, seine Klage zu begründen, und tat dies mit ruhigen, schlichten Worten. Sein Auftreten, sowie seine Darstellung machten auf den Richter den besten Eindruck. Nun wurde auch Veit veranlaßt, sich zu äußern.

„Das Geld," sprach er, „habe ich Feldner gegeben. Es war an einem Sonntage nachmittags, als er uns besuchte. Mein Vater saß vor der Haustür und meinte, er werde wohl nicht mehr lange leben; es sei das beste, wenn die Geldangelegenheit geregelt würde, womöglich bald. Hierauf ging ich ins Haus, holte das Geld, das ich für den Ankauf von Vieh und Wirtschaftsmaschinen bereit gelegt hatte, und übergab es dem Gläubiger. Mein Vater war Zeuge. Mit Handschlag schieden wir von einander. Kurz darauf starb der Vater."

„Aber das ist doch gar nicht wahr!“ rief erstaunt und entrüstet sein Gegner. „Davon ist auch keine Silbe wahr!“

„Nun,“ sagte der Richter, „da Aussage gegen Aussage steht, schreiten wir zum Eide. Bauer Veit, können Sie über das, was Sie uns eben erzählt haben, einen Eid leisten? Ueberlegen Sie wohl!“

Veit, beide Hände auf einen mächtigen Knotenstock gestützt, stutzte einen Augenblick; dann aber erklärte er sich dazu bereit.

„So legen Sie den Stock weg und erheben Sie die Hand!“ forderte ihn der Richter auf.

Veit schaute sich um, wohin er den Stock legen sollte; schnell übergab er ihn dann seinem Gegner zum Halten und schwur, daß er seinem Nachbar Feldner 3000 Taler übergeben habe. Hierauf nahm er den Stock wieder an sich. Damit war die Sache entschieden. Feldner verlor nicht nur das Geld, sondern mußte auch noch die Gerichtskosten bezahlen. In gedrückter Stimmung verließ er den Gerichtssaal. Stolzen Hauptes folgte ihm Veit, und als er an seinem Gegner vorüberging, konnte er es sich nicht versagen, einen triumphierenden Blick auf ihn zu werfen.

Da ergriff Felder noch einmal die Gelegenheit und sagte zu ihm: „Du hast zwar den Prozeß und das Geld gewonnen, aber deine Seele verloren. Sogar deinen toten Vater hast du zum Zeugen deines Meineides angerufen. Merke dir, die Toten lassen ihrer nicht spotten; vielleicht zeugt dein Vater noch einmal gegen dich!“

Lachend antwortete Veit: „Märchen, nichts als Märchen; die Toten kommen nicht wieder!“

Von nun an wichen sich beide Nachbarn aus. Wenn Veit an dem Gehöfte Feldners vorüberging, lachte er boshaft, daß es ihm gelungen war, ihn zu überlisten. Und wie hatte er dies angefangen? Der obere Teil des derben Knotenstockes, dessen Griff sich abschrauben ließ, war hohl. Ehe Veit vor dem Richter erschien, hatte er in demselben mehrere Papierscheine im Werte von 3000 Talern verborgen. Da er nun während des Eides dem Gegner den Stock samt dem Gelde übergeben hatte, glaubte er durch diese List sein Gewissen beruhigen zu können und meinte, keinen Meineid geleistet zu haben. Richter und Gläubiger hatte er wohl getäuscht, doch sein Gewissen ließ sich nicht täuschen. Abends, wenn er nicht einschlafen konnte, oder wenn er sich während der Nacht auf seinem Lager unruhig hin und her wälzte, machte es ihm die heftigsten Vorwürfe; am Tage aber verriet einerseits sein scheues Wesen, andererseits sein ganz unbegründetes, jähzorniges Aufbrausen bei der geringsten Veranlassung seine innere Unruhe. Noch zorniger wurde er, als er gewahrte, wie man sich immer mehr von ihm zurückzog; denn die Dorfbewohner hielten ihn für den schuldigen Teil, obwohl niemand offen mit einer Beschuldigung gegen ihn aufzutreten wagte. All dies hatte sich im Spätherbst zugetragen.

Der Winter hatte große Schneemassen auf Berg und Tal geworfen. Als im Frühjahre die lauen Lüfte diese schmolzen, wuchs das Wasser im Dorfbache und überschritt seine niedrigen Ufer. Da dies jedoch eine alle Jahre wiederkehrende Erscheinung war, ängstigten sich die Dorfbewohner nicht. Nun aber kamen ein paar heiße Tage, und die Schneedecke schwand so schnell, daß jede Gebirgsfalte, jede Steinfurche zum Bache wurde, daß das Dorfwasser zum Flusse, der Fluß zum Strome und das ganze Tal zu einem brausenden, schäumenden See wurde.

Das Wasser stieg bis zu den Fenstern der tiefer stehenden Wohnungen, füllte die Stuben mit Schutt, Schlamm und Geröll und stürmte bachartig durch die Hausflure. Viele Häuser stürzten ein oder wurden so arg beschädigt, daß nur noch das Balkengerippe standhielt. Hier fiel ein entwurzelter Baum, dort eine unterwühlte Steinmauer. Aestige Baumstämme des Waldes und wirres Strauchwerk, Bretter, Tonnen und Kisten, Gartenzäune und Brückenteile trieben pfeilschnell vorüber, sich an einigen Stellen stauend und Wasserwirbel erzeugend. Hausgeräte jeglicher Art, Stroh und Heu, selbst zwei hölzerne, vergoldete Altarleuchter und eine Kirchenfahne trieben schaukelnd dahin, weltliches und geistliches Gut.

Tiefe Höhlungen grub das Wasser in den Dorfweg und das weiche Erdreich der Felder. Die Fluten stürzten im tollen Wirbel hinein in den selbstgegrabenen Krater, um an dessen Rande wieder emporzuschießen. Breite Wogenkämme mit schäumendem Gischt umbrandeten diese verschlingenden Trichter und glichen den weißen Zahnreihen im Rachen von tausend gierigen Ungeheuern.

Aus den Wohnungen im Tale waren die geängstigten Bewohner längst geflohen; nur mit Mühe hatten sie bei dem schnellen Steigen der Flut ihr Vieh auf die Anhöhen gerettet, ihren Hausrat dem Elemente preisgebend. Auch aus dem Brückenhofe waren die Bewohner geflüchtet; rechtzeitig hatte man das Vieh auf die Höhe getrieben, und Feldner, nicht mehr des ihm angetanenen Unrechts gedenkend, nahm es in seine Obhut. Nur der Bauer Veit ließ sich trotz Warnungen und Bitten nicht bewegen, sein Haus zu verlassen, er, dessen Seele mit allen Fasern an irdischem Hab und Gut hing. Auch mochte er wohl hoffen, daß das Wasser

nicht noch höher steigen werde. Doch darin hatte er sich getäuscht.

Der Hofraum glich einer weiten, wogenden Wasserfläche, auf der die verschiedensten Haus- und Wirtschaftsgeräte schwammen. Ueber und unter der Türschwelle drang das Wasser langsam vor; nun bedeckte es den Fußboden der Wohnstube, jetzt hob es die Stühle empor und riß die Bänke an den Wänden los. Zu spät erkannte Veit die Gefahr, und als das Wasser zwischen den Ritzen der geschlossenen Fenster hereinquoll und die Wogen stoßweise an die Scheiben prallten, stieg er voll Angst auf den schweren Eichentisch und blickte mit Schrecken auf die Verwüstung. Da, es war schon gegen Abend, als er wieder seinen Blick zum Fenster richtete, packte ihn kaltes Grausen; seine Augen traten förmlich aus ihren Höhlen, sein Haar sträubte sich und, am ganzen Körper zitternd, hatte er Mühe, nicht ohnmächtig zu werden und sich auf seinem umbrandeten Platze zu halten. Was er sah, war aber auch schrecklich genug, selbst einen beherzten Mann mit reinem Gewissen erbeben zu machen. Dicht vor dem Fenster erblickte er den Körper eines Toten, eingehüllt in ein weißes Gewand, der mit seinem Kopfe dann und wann an die Scheiben stieß, als winke er Veit und begehre Einlaß. Veit erkannte in dem Toten seinen Vater, den er vor einem Jahre dem Schoße der Erde übergeben hatte. Der Bauer schloß die Augen; aber immer wieder zwang es ihn, hinzustarren und zu sehen, ob ihn seine Einbildung täuschte, oder ob das Schreckbild Wirklichkeit sei. Doch die Erscheinung wich nicht. Da ergriff ihn Entsetzen. Laut schrie er um Hilfe, und seines Unrechts gedenkend, rief er: „Vater, so bist du doch zurückgekehrt, um mich zur Rechenschaft zu ziehen! Gnade! Gnade! Ich will ja alles gut machen, nur schone meiner!"

Er spähte umher und erblickte ein Beil, das neben anderen Werkzeugen am Nagel eines Deckbalkens hing. Schnell ergriff er es, und mit wuchtigen Schlägen zersplitterte er die Bretterdecke der Stube, so daß er sich durch die entstandene Oeffnung hinaufschwingen konnte. An das Bodenfenster eilend, rief er laut um Hilfe. Man hörte seine Rufe, aber niemand getraute sich, mit dem wütenden Elemente zu kämpfen. Da trat Feldner vor und, eingedenk der Schriftworte, daß man auch dem Feinde Gutes erweisen und ihm helfen solle, sagte er:

„Ich will es wagen; ich bin sein nächster Nachbar. Möge Gott mir helfen!" Für sich aber sagte er: „Hier gilt es nicht nur, das leibliche Leben, sondern vielleicht auch eine Seele zu retten."

Mit Hilfe eines Knechtes hob er einen Flügel des Scheunentores aus und schob ihn ins Wasser, so daß er ein Floß bildete. Dann ergriff er eine lange, starke Stange und stieß vom Ufer ab. Mit Bangen schaute ihm die Menschenmenge nach. Nachdem er mehrere Male von den Wogen zurückgeworfen worden war, gelang es ihm, vor dem Dachfenster des Brückenhofes anzulegen. Veit, der totenbleichen Angesichts seinem Retter entgegenstarrte, sprang herab, fiel aber kraftlos nieder. Der Rückweg gestaltete sich leichter, da Feldner das Floß von der Flut treiben ließ und es nur geschickt nach dem Ufer zu drängen brauchte. Glücklich landete er weit unterhalb des Schauplatzes seiner Tat. Hier empfingen ihn die Dorfbewohner mit Jubel; er aber lehnte jegliches Lob ab und begnügte sich damit, den Geretteten in sein Haus zu bringen, wo dieser alsbald zu Bett gebracht und gepflegt wurde.

Jammernd lag er auf dem Lager und rief fortwährend: „Vater, Vater! Die Toten lassen ihrer nicht spotten! O, ich Elender!"

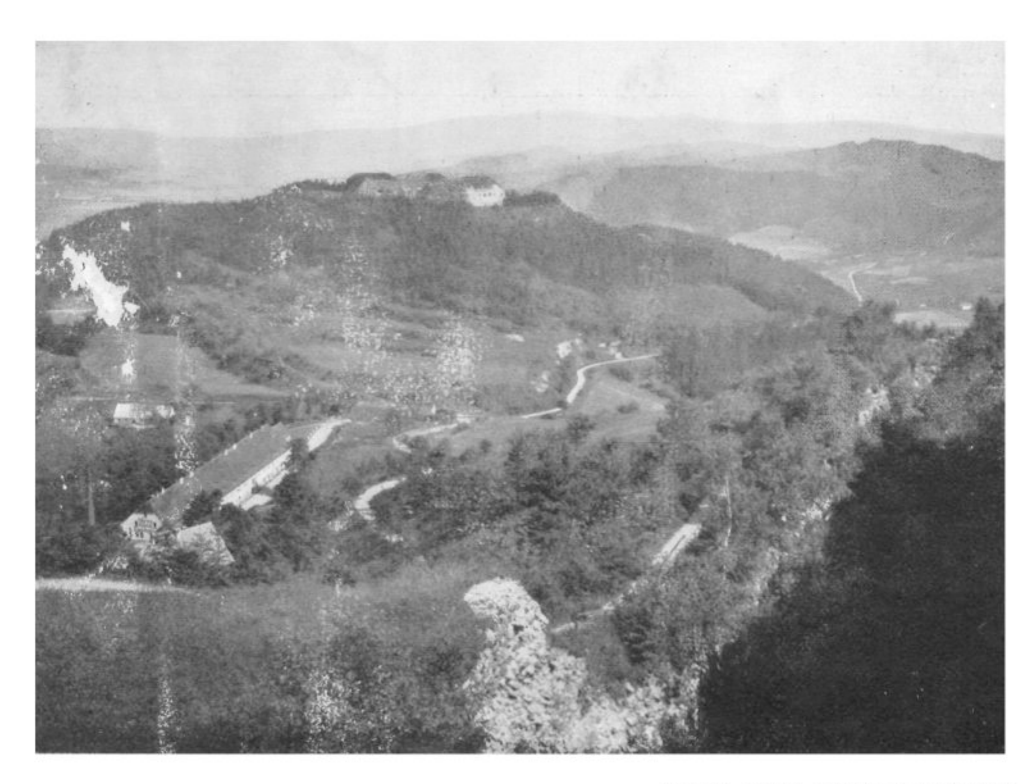
Die Umstehenden wußten sich diese Worte nicht zu deuten und hielten sie für die Nachwirkung der ausgestandenen Angst, die seinen Geist wohl verwirrt haben mochte. Da bat Veit, ihn mit seinem Retter allein zu lassen, und nun legte er vor ihm ein offenes Geständnis ab und versprach, ihm allen [illegible] zu ersetzen. Nur bat er, ihn zu [illegible] nicht dem Gerichte auszuliefern. [illegible]er versprach dies Feldner. [illegible] war die Erscheinung am Fenster [illegible]. Sollte sich der geängstigte Bauer nicht doch geirrt und ihm das erwachende Gewissen in der Todesnot die Erscheinung vorgetäuscht haben?

Das Rätsel sollte sich bald aufklären, nachdem sich das Wasser anderntags so weit verlaufen hatte, daß man den Dorfweg betreten konnte. Vielfach zerrissen, mit mannstiefen Löchern bildete er mit dem Bache fast nur eine Rinne. Felder, Wiesen und Gärten waren mit Schlamm und Steinen verschüttet, die Gebäude ganz oder teilweise zerstört. Die Kirche, aus der man nur mit Mühe das Allerheiligste gerettet hatte, war zur Hälfte weggerissen, so daß Altar und Kanzel, Bilder und Fahnen Wind und Wetter preisgegeben waren.

Auch die Kirchhofmauer hatte den anstürmenden Wogen nicht standgehalten; sie war gestürzt, und der wütende Strom hatte das weiche Erdreich des Friedhofes unterwühlt, die Gräber geöffnet, die Särge herausgerissen, zertrümmert und die Körper der Verstorbenen fortgeschwemmt. Viele von ihnen sah man in dem Astwerk der Bäume

oder im Strauchwerk hängen. So war auch die Leiche des alten Veit bis an seine ehemalige Wohnung gelangt und hier mit ihrem langen Gewande in den Aesten eines umgebrochenen, vorgelegten Baumes hängen geblieben, ein grausiges Spiel des Zufalls. Die auf der Anhöhe stehenden Zuschauer hatten davon jedoch nichts sehen können, da sich dies an der entgegengesetzten, dem Bache und der Dorfstraße zugewendeten Hausseite zutrug.

Trostlos war damals die Lage der Dorfbewohner, und hätten nicht die zahlreich herbeieilenden Neugierigen reichliche Gaben gespendet, hätten die Zeitungen nicht erfolgreiche Aufrufe zur Linderung der Not erlassen, und hätte sich die Regierung nicht energisch des schrecklich verwüsteten Ortes angenommen, die Folgen wären noch trauriger geworden. Bauer Veit kehrte als gebrochener Mann in sein Heim zurück. Auch hier sah es traurig aus. Doch sein Nachbar Feldner half ihm nach Kräften, sorgte in der ersten Zeit für sein Vieh und stellte ihm seine Leute zur Verfügung, so daß der Hof nach einigen Wochen sein früheres Aussehen wieder erhielt. Veit kränkelte, doch schwerer schien seine Seele zu leiden. Oft stieß er wirre Reden aus, ging scheu umher und mied jeglichen Verkehr. Eines Tages legte er sich nieder, um nie mehr aufzustehen. Er wurde auf dem neuen Friedhofe beigesetzt, ein Jahr nach dem für ihn so verhängnisvollen Gerichtstage. Die Regierung baute nämlich auf einem vom Wasser entfernten, höher gelegenen Orte eine neue, schmucke Kirche, legte um dieselbe den Friedhof an und sicherte durch starke Uferbauten das Dorf in Zukunft vor der Wiederkehr ähnlicher Verwüstungen.



phot. A. Joseph Schmidt in Reichenbach

Der Donjon bei Silberberg

Die Festung Silberberg

Von M. Seydel in Brieg

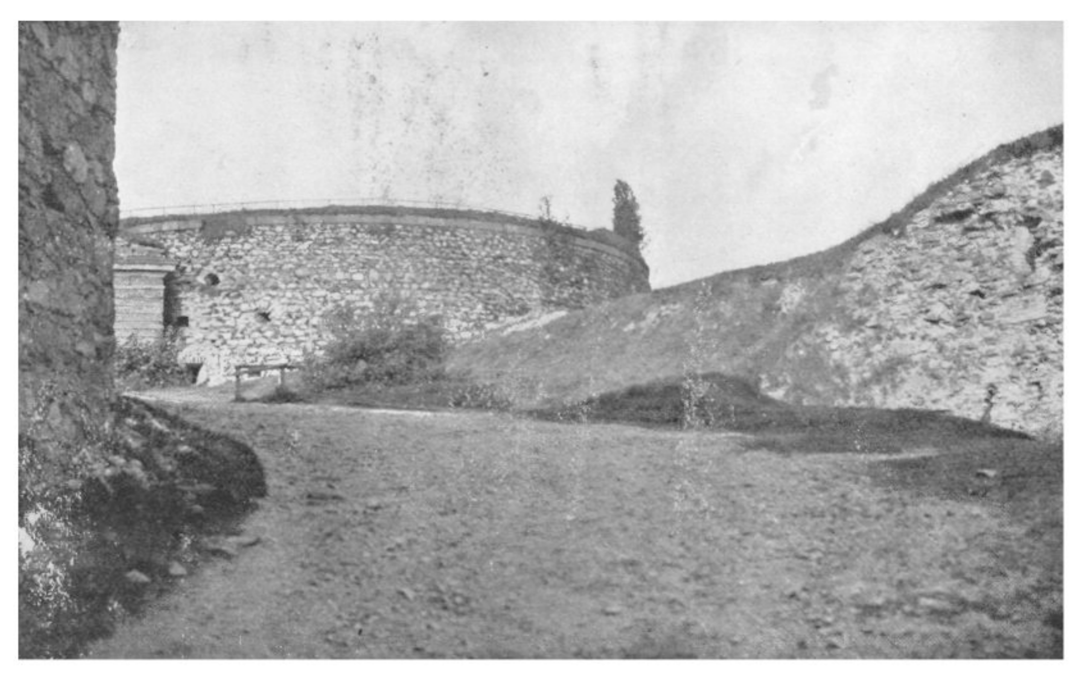
Die Eulengebirgsbahn hatte uns bis nach Silberberg-Stadt geführt. Nun ging es mit der Zahnradbahn hinauf zur Festung, über schwindelnde Schluchten, durch starre Felsen. Dann tat sich wieder der Blick in grüne, bachdurchrauschte Täler auf, bis wir auf der Höhe anlangten, da, wo der Fußweg zur Festung führt. Die steilen Hänge prangen in bunter Farben-Symphonie, das leuchtende Scharlachrot der wilden Birnbäume, das Grün der Eichen und



phot. A. Joseph Schmidt in Reichenbach

Das Tor des Donjons bei Silberberg

das helle Gold der Birken, dazwischen eingesprengt immergrüne Fichten, und zwischen all diesem neigt der Holunder seine schwarzen Fruchtbüschel reifeschwer zur Erde. Vor uns aber ragt trutzig die alte Feste empor. Wir durchschreiten das erste Tor und befinden uns auf den äußeren Wällen. Ueber einen tiefen Wallgraben, in welchem jetzt üppiges Gebüsch wuchert, geht es durch ein dunkles Tor in den inneren Hof der Festung. Schon in diesem Durchgang gewinnt man einen ungefähren Begriff von der Stärke des Bauwerkes. Sind doch allein die Grundmauern des Donjon 12 Meter stark. Im Innern des Hofes befindet sich ein Brunnen, in welchen Friedrich der Große den einen Taler, welcher zu den 7 Millionen Talern, die der Bau gekostet hat, fehlte, hineingeworfen haben soll. Begonnen wurde mit dem Festungsbau im Jahre 1765. Das Jahr 1777 brachte dann seine Vollendung. Die Feste thront in der stattlichen Höhe von 740 Metern über dem Meere auf sechs Berggipfeln. Als Hauptbefestigung diente der Schloßberg, auf welchem sich auch der Donjon befindet. Es folgen der Hohenstein, das Hornwerk, die große und die kleine Strohhaube mit der Fuchsredoute und der Spitzberg, welcher etwas abseits liegt. Zunächst besteigen wir den Donjon. Weit schweift der Blick ins Land hinaus und hinüber zu den bewaldeten Höhen des Eulengebirges. Von ferne winken die Berge der Grafschaft, allen voran der Glatzer Schneeberg. Im Osten grüßen die Hohe Eule, die Ascher- und die Sonnenkoppe herüber, und vor uns sehen wir die Tiefe des Rasch- und Mannsgrundes. Die Luft der heimatlichen Berge umweht uns, und der Führer erzählt von alten, vergangenen Zeiten, da die Festung noch benutzt wurde. Bis 22 Meter tiefe, in den Felsen gehauene Wallgräben umgeben die einzelnen Bastionen. An der Südwestseite fällt unser Blick auf einige hervorspringende Felssteine, und wir hören, daß dies der sogenannte „Jungfernstieg“ ist, und daß auch die alte Feste ihre Romantik hat. Die Tochter des Wallmeisters soll nämlich auf diesem Wege an das vergitterte Fenster ihres gefangenen Geliebten gelangt sein, um denselben regelmäßig sehen und sprechen zu können. Sie wurde aber von einem Posten entdeckt, und der Gefangene wurde in eine andere Zelle gebracht. An einer anderen Stelle der Donjonmauer, welche einen Winkel bildet, soll ein gefangener Schornsteinfeger auf seinem Besen hinabgerutscht sein, um zu entfliehen. Er wurde wieder eingefangen, doch versprach ihm der Kommandant völlige Freiheit, wenn er vor seinen Augen die wagehalsige Fahrt noch einmal unternehmen wolle. Dieselbe glückte, und er wurde auf freien Fuß gesetzt. Ein Schauer ergreift uns, wenn wir in die Tiefe blicken und die Steilheit der Mauern betrachten. Trotzdem die Festung stellenweise ganz aus dem Felsen heraus gehauen ist, war doch in hinreichender Weise für Wasser gesorgt; die Feste hat angeblich 30 Brunnen gehabt, von welchen der tiefste der Spitzbergbrunnen war,



phot. A. Joseph Schmidt in Reichenbach

Der Wallgraben und das Tor zum Aufzug der Kanonen

der eine Tiefe von 279½ Fuß und einen Wasserstand von 152½ Fuß aufwies. Der einzige, welcher noch benutzt wird, ist der Donjonbrunnen.

Doch zurück zu unserer Wanderung durch die Festung. So sonnig und schön es auf den Höhen war: in den Kasematten umfängt uns eine feuchte Luft, und der Kalk hängt, winzige Stalaktiten bildend, von den Wänden. Aus einem Büchlein von A. Aumann, welches zum Besten des H. G.-V. Silberberg durch Herrn Apother Foerster über Stadt und Festung Silberberg geschrieben worden ist, erfahren wir, daß hier 5000 Mann untergebracht werden konnten. Im ersten Stock befanden sich Zellen für Strafgefangene, außerdem Vorratsräume und eine Kapelle. Friedrich der Große besuchte während des Festungsbaues öfter die Stadt Silberberg, um die Arbeiten persönlich in Augenschein zu nehmen. Handelte es sich bei ihm doch hauptsächlich darum, einen vollständig sicheren Uebergang über das Eulengebirge nach der Grafschaft Glatz zu erhalten und gegen Ueberfälle von österreichischer Seite gesichert zu sein. Als erster Kommandant der Festung wird der Chef des gleichnamigen Infanteriebataillons von Kottieres genannt. Beim Weiterschreiten durch die Räume der Festung kommen wir auch in die Reuterzelle. Der bekannte Reuterforscher Professor Dr. Karl Gaederts hat sie 1899 aufgefunden. Sie soll jetzt noch dasselbe Aussehen haben wie beim Aufenthalt Fritz Reuters. Welch sorgenvolle Tage und Nächte, wieviel Bitterkeiten mögen in diesem kleinen Raum durchgekämpft worden sein. Fritz Reuter wurde am 15. November 1834 von der Hausvogtei aus nach Silberberg gebracht, zugleich mit seinen beiden Freunden Wachsmuth und Wuthenow.

In die alten Wallgräben kann man nicht mehr gelangen. Sind doch die Tore stellenweise lebensgefährlich infolge herabbröckelnder Steine. Jetzt sonnen sich schillernde Eidechsen auf den heißen Steinen, und zarte Gräser, Hirschauge und Farrenkraut überziehen die roten Sandsteinwände mit tiefem Grün. Was könnten die alten Mauern alles erzählen; denn trotzig steht sie da die nie Bezwungene, konnten doch selbst die Unglücksjahre 1806 und 1807 ihr nichts anhaben. Eng verknüpft ist auch Schlesiens großer Held Friedrich Wilhelm Graf v. Goetzen mit Silberbergs Namen. Er konnte sich auf die Truppen der Festung stets verlassen. Im Jahre 1807 am 4. Juni überfiel er den General Pernety bei Rotwaltersdorf. Derselbe war auf einem Streifzug nach dem Riesengebirge begriffen. Rittmeister v. Bieberstein, welcher von Silberberg herbeieilte, kam ihm zu Hilfe, und gemeinsam wurde der Feind geschlagen. Gefangen genommen wurden ein Major, Graf Leibelfing, 6 Offiziere und 218 Mann, sowie die Kapelle des Leibregiments, welche beim Einzug in die Festung spielen mußte. In den letzten Junitagen sollte sich jedoch noch ein erschütterndes Schauspiel

abspielen, von welchem sich Stadt und Festung lange nicht erholen konnten. Am 26. Juni rückte Oberst Graf Lepel mit seinen Truppen vor, um Silberberg einzuschließen; zugleich bot er der Festung ein ähnliches Uebereinkommen an, wie es mit Glatz geschehen war. Graf Schwerin, der damalige Kommandant der Festung, sandte einige Offiziere nach Glatz, um sich über die Verhältnisse zu unterrichten. Graf Goetzen ließ sagen, der Kommandant möge im Einklang mit seiner Ehre und Pflicht handeln; und als General Deroy die Kapitulation verlangte, wurde ihm dieselbe verweigert. Darauf wurde die Stadt Silberberg in Brand geschossen. Sie wurde ein zweites Mal ein Raub der Flammen wie beim Durchzug Wallensteins im Jahre 1633. Die Festung selbst aber konnte sich trotz verschiedener feindlicher Angriffe behaupten, und der Feind mußte abziehen.

Im Jahre 1860 wurde die Festung als solche aufgegeben. (Nur die Stadt erhielt Garnison durch das 51). Infanterie-Regiment. Ende der 60er Jahre wurde sie als Ziel zu Schießzwecken benutzt, und im Jahre 1879 fügte man ihr großen Schaden durch Sprengungen mit Schießbaumwolle zu. Heut hat sich die Stadt in dankenswerter Weise der Instandhaltung der Festung angenommen, sodaß das alte Bollwerk hoffentlich noch lange den nachfolgenden Generationen erhalten bleiben wird.

Wie das Silberbergwerk, von welchem der Ort seinen Namen ableitet, schon lange nicht mehr existiert, so gilt auch die Festung als solche nicht mehr. Die im vorigen Jahre vollendete Bahnverbindung: Heinrichau—Frankenstein—Silberberg erschließt jetzt dem Touristenverkehr die Schönheiten Silbergs, und rings am Fuß der alten Festung erheben sich zierliche Villen und Landhäuser, wo der erholungsbedürftige Städter sich einen Sommer lang an der herrlichen Umgebung erfreuen kann. Die Bewohner des Ortes haben denn auch ihrerseits alles getan, um Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Der Donjonhof bietet jetzt ein friedliches Bild. Er ist mit Bäumen bepflanzt, und eine vorzügliche, moderne Restauration sorgt für das leibliche Wohl der Touristen. Den sonst teils Ackerbau, teils Industrie treibenden Einwohnern wird es nun aber auch durch den steigenden Fremdenverkehr möglich, die Festung als Sehenswürdigkeit zu erhalten, wozu auch ein kleines Eintrittsgeld, welches bei der Besichtigung einer alten Waffensammlung erhoben wird, etwas beiträgt. Wir nehmen Abschied von den alten Mauern, die Preußens tiefste Erniedrigung und höchste Größe gesehen haben.

Unser Weg führt weiter. Wir umgehen die alten Wälle und gelangen in eine kleine Talsenkung. Rechts biegt der Weg ab zum Mannsgrunde. Wir aber wollen noch die Außenwerke der alten Festung besuchen und bleiben auf der Höhe. Durch hohen Tannenwald geht der bergansteigende Pfad hinauf zur Fuchsredoute. Funkelnd liegt der Morgentau noch auf den Gräsern, die sich herbstlich zur Erde neigen. Ein Eichhörnchen klettert am schlanken Stamm einer Buche hinauf, sonst tiefes Schweigen. Ueber eine sonnige Halde geht es. Die Heide blüht in dichten Büscheln, und als Gruß des Sommers wiegen sich schimmernde, blaue Falter in der Luft.

Nun stehen wir vor den Wällen der Fuchsredoute. Dunkles Wasser steht in den Gräben; aber die Natur hat sich auch hier Bahn durch die alten Blöcke gebrochen. Es grünt und sproßt dort unten. Schlanke Birken wiegen sich über dem Abgrund, und der Bergholunder mit seinen roten, leuchtenden Beeren zwängt sich durch die Ritzen. Ich klettere mit meinem Begleiter das schmale Steiglein hinunter; durch ein halbzerfallenes Tor, das Hasen und Rehen als Schlupfwinkel dient, kriechen wir hindurch bis wir auf dem oberen Fläche des Werkes anlangen.

Nicht weit von uns winkt die große Strohhaube, die bedeutend höher und größer und noch ziemlich gut erhalten ist. Vor vielen Jahren hat der Wind hierher eine Eichel geweht. Der Samen ist aufgegangen, und ein Eichbaum breitet seine schattigen Wipfel auf sonniger Höhe aus. In die Stille, welche nur durch das Rauschen einer kleinen Quelle unterbrochen wird, tönen plötzlich verwehte Glockenklänge herauf. Wo sind die Zeiten hin, da sich hier tausend fleißige Hände regten, um diese riesenstarken Mauern, welche der Zeit trotzen sollten, aufzurichten? Und als dann die Kriegsfurie ihre Fackel schwang und der Himmel gerötet war vom Brand der umliegenden Dörfer, wie schrill mögen da die Glockentöne hier heraufgetönt haben! —

Die Sonne ist höher und höher gestiegen, und wir haben noch einen langen Weg vor uns. Auf den Wällen leuchtet es tiefblau. Ich trete näher und sehe eine ganze Menge blühenden Enzians, der sich hier angesiedelt hat. Es ist ein herrlicher Gang durch den Wald. Von der Hahnenkoppe grüßen wir noch einmal die alte, trotzige Feste. Dann geht es wieder hinunter ins Tal.



Heidewilxens Schloß und Park

Von Heinrich Tüpke in Breslau*)

Es gibt Schlösser und Schlösser! Sybillenort ist ein Schloß, in Hartlieb steht ebenfalls ein Schloß, und das alte Herrenhaus in Heidewilxen nennen die Leute auch „Schloß“. Es kommt darauf an, was man unter Schloß versteht, ob einen möglichst teuren Kasten, beklebt mit meist unpassenden Ornamenten und bespickt mit möglichst vielen Spitzen und Türmen, so daß er von weitem wie ein Riesenstachelschwein aussieht, oder ob ein feudales, altes Herrenhaus, ehrwürdig durch sein Alter und — ob reich oder einfach — edel und schön in der Architektur. Erstere Art Schlösser liebt im ganzen und großen dasselbe Publikum, welches schlechte Kunst für gute hält; wenn der Besuch erlaubt ist, überflutet es Sonntags lärmend ihre Parks. Das tut aber nichts; die Poesie kann nicht zerstört werden; denn es ist keine vorhanden. Jene alten Herrensitze aber hält das große Publikum — manchmal aber auch der neugebackene Besitzer selbst — für langweilige, alte Gebäude, und meidet sie, Gott sei Dank, und so webt sich um solche wirkliche Landschlösser und um ihre alten Parks ein zarter Schleier der stillen Vergessenheit, den ich hier vorsichtig, ohne ihn zu zerreißen, ein klein wenig bei Seite ziehen will.

Durch eine prachtvolle, alte Kastanienallee, deren Stämme goldig-grün schimmern in den Reflexen, welche die von oben fallenden Lichtflecke erzeugen, und deren Boden das tiefe Rotbraun zeigt, welches Trübner so wundervoll darstellen kann, treten wir in den Park. Leuchtend in der Mittagssonne steht das Schloß vor uns, schlicht und einfach in der Fassade. August der Starke von Sachsen kehrte in seinem Heidewilxener Jagdschloß oft und gern für einige stille Rasttage ein, erging sich im Park oder pirschte in den weiten, einsamen Wäldern. Aus seiner Zeit stammen wohl auch jene altersgrauen Steinfiguren im Park. Gemauerte, verandenartige Laubengänge, von denen ein Gewirr von Schlingpflanzen herunterhängt, umgeben zum Teil das Haus. Ein einfacher, wie ein kleiner, griechischer Tempel aussehender Vorbau führt zu den altersbraunen, knarrenden Holztreppen und zu den kühlen Räumen. Vornehm ist die Aufteilung der Fassade. Raffiniert einfach sitzen die gemütlichen, hohen Fenster in der Front, ihre Flügel gehen nach außen aufzuklappen.

Der ganze Schmuck sind die herrlich schönen Dachreiter. Das Dach selbst liegt etwas zurück und wird durch einen schönen, ornamentierten Wandstreifen nach unten abgeschlossen. Alles so selbstverständlich einfach! Eigentlich so furchtbar wenig ist an dem Hause zum Schmuck angebracht; aber die Proportionen des ganzen winkligen Baues sind unendlich edel und vornehm, und wie das Dach etwas zurück aufsitzt, wie die Fenster in der Fassade drinnen liegen, und wie hoch Fenster, Haus und Dach im Verhältnis zueinander sind: darin liegt eine solche Vornehmheit im Geschmack und eine solche Feinheit im Gefühl, daß man die Empfindung hat, der Baumeister war ein großer, echter Künstler. Das Kunstwerk, das er schuf, hat so starke Qualitäten, daß einzelne an und für sich unschöne Anbauten, die allmählich entstanden sind, ihm nicht schaden konnten; sie werden absorbiert von der schlichten Form des Herrenhauses und ordnen sich als unwesentliche Details dem Ganzen unter. Ihre malerische Schönheit können sie trotzdem besitzen. Ueberstrahlt vom Sonnenglanz und den grünen Reflexen alter Bäume, gaben mir die an sich unschönen Anbauten, zwischen denen koloristisch fein die gläsernen Dächer und Wände der Wintergärten hervorlugen, doch manche künstlerische Anregung. Das durch die verschiedenen Flügel des Schlosses bedingte, winklige Dach hat Musik an den schönen Ueberschneidungen. Genau an den richtigen Stellen sitzen in diesen schönen Linien die Schornsteine; sie sind verschieden in ihrer Höhe und doch so fein gegeneinander in den Proportionen.

Hinter dem Hause stehen uralte Platanen. Die werfen im Frühjahr einen Schleier zartester Schatten auf das Mauerwerk und über die Fenster, und beim geringsten Windhauch gleiten und rieseln Licht und Schatten wie ein leise bewegter Perlenvorhang in den subtilsten Farben über das alte Gemäuer hinweg. Jetzt blühten die roten Kastanien vor dem Haus, und da steigerte sich an sonnigen Maientagen der Farbenreichtum in den Bäumen, am Hause und auf den sonnenüberfleckten Wegen zu Akkorden von rauschender Pracht. Zum Hause in inniger Beziehung steht der Park. Eines wäre in seiner Schönheit nicht

*) Herr Maler Tüpke war so freundlich, sein prächtiges Bild von Heidewilxens Schloß, das wir in der Beilage Nr. 51 bringen, mit beifolgender trefflichen Schilderung zu begleiten.

Hartlieb - Breslau

denkbar ohne das andere; beide sind durch das Alter förmlich zusammengewachsen, und die Farben und Formen des einen dienen dem andern zur Entfaltung seiner ganzen Schönheit.

Hinter dem Schloß im Park wird es still. Die vereinzelten Laute der Dorfstraße dringen nur ganz gedämpft in diese grüne, schattige Wildnis. Vor Jahren mochten die Wege einmal scharf ausgestochen gewesen sein. Jetzt hat die Natur jede beleidigende Härte verwischt, und im tiefen Schatten verliert das Auge den Unterschied zwischen Weg und Wiese. Die grüngelben Lichter huschen vorbei an den Wiesenflächen und grünlich überstrahlen sie auch die Wege. Sie bleiben haften auf dem niedrigen Moos, auf das der Fuß geräuschlos tritt, und lassen blaue oder rote Blüten wilder Pflanzen aufleuchten, die, von der Natur herrlich in den Raum komponiert, in dämmrigen Schatten wachsen. Stille ist's; nur Vögel singen hoch oben in den Baumkronen, und mit leisem, harmonischem Brausen summen glitzernde Insekten durch die Dämmerung; ihre Leiber blitzen im Sonnenstrahl, sie verschwinden im tiefen Schatten.

Dieser Schatten, dieser tiefe, grüne Schatten, wie wunderbar schön und vornehm ist er in Gegensatz gebracht zu der lohenden Lichtfülle draußen über der Parkmauer! Die mag wohl ehemals „schön nüchtern“ weiß gewesen sein, nun ist auch sie zartgrün überhaucht von Moosbüscheln und Moderflecken und schließt nun trennend und zugleich vermittelnd den Park ab. Wenn man so ganz still steht und kaum zu reden wagt vor lauter Stille in dem alten Park; wenn man dem Singen der Vögel über sich lauscht, den Lichtflecken nachblickt im Laub, den grünen Ringeln auf dem Rasen, auf den Wegen und der Parkmauer und die aufglühenden Blüten bescheidener Pflanzen, die graugrünen Sonnenflecken auf den alten Steinfiguren wahrnimmt: da wartet man, ob nicht aus irgend einer dämmrigen Tiefe, mit Schnallenschuhen, Dreimaster und Degen angetan, einer der alten Besitzer daher geschritten käme.

Ein Stück weiterhin schimmern rosa Flecken durch die grüne Wildnis. Ein niedriges, langes Haus mit hohem Dach und spitzen, gotischen Fenstern liegt vor uns; es sieht aus, als wäre es einmal eine Kapelle gewesen; nun bewohnt es der Gärtner. Zwischen den Fenstern stehen in Mauernischen schwarze Rittergestalten. Vor Jahrzehnten war es rosa gestrichen; nun nahmen Sonne, Wind und Regen dem Anstrich alles Kränkende und Unharmonische fort und schufen eine Farbe, die in Licht und Schatten zugleich mit dem leuchtenden Grün von einer so klaren Schönheit ist wie funkelnde Edelsteine. Oft weitet sich der Park zu großen Wiesenflächen mit einem Rasen, so schön, so lustig und so sonnenfroh. Butterblumen, Ampfer und Vergißmeinnicht wetteifern miteinander. Transpar[illegible]te, blau-grüne Schatten fallen darüber; wi[illegible] Diamanten hängen früh die Tautropfen an [illegible]en Gräsern, feurig und funkelnd in der Sonne, grau-blau im Schatten. Schmet[illegible]erl[illegible] und schillernde Insekten überschwel[illegible]n [illegible] [illegible]nit feinen Farbentupfen, und mittag[illegible], [illegible] [illegible]n die Sonne hochsteht, ist die [illegible]e [illegible]ich[illegible] [illegible]nehr grün, sondern vom strahlen[illegible] Himm[illegible] [illegible]ellblau reflektiert.

Leise summ[illegible] [illegible]e Flie[illegible]n. Verträumt liegt das stille Schlo[illegible] im [illegible] [illegible]fe[illegible] Schatten alter Bäume — im o[illegible]enen [illegible]haus plätschert kaum hörbar der [illegible]pring[illegible]runnen. Wellenlos, tief dunkel, träumt unter hohen Koniferen der Teich in der Mittagsglut, und müde sehen die steinernen Göttinnen auf ihr Spiegelbild in seiner stillen Tiefe.

Die jahrzehntelangen Besitzer dieses schönen Fleckchens schlesischer Erde sind tot. Alter Gewohnheit gemäß ruhen sie in der Nähe ihres Besitzes in einem Mausoleum; sie pflegten feinsinnig die Schönheiten des Parkes. Jetzt ist Heidewilxen in wechselnden Händen. Man sieht in dem Schloß einen unmodernen alten Kasten und im Park ei[illegible] sehr verschönerungsbedürftige Wildnis. [illegible]tt sei Dank ist aber nicht genügend Interesse an beiden vorhanden, um die „Verbesserungen“ durchzuführen, und so bleibt dieser Jahrhunderte alten Schönheit noch eine kurze Galgenfrist ihres Fortbestehens übrig. Jeden Tag aber kann die Stunde schlagen, in der traditionslose Menschen anfangen, dieses Kunstwerk, welches vergangene Geschlechter schufen, und dem die Natur diese symphonische Schönheit gab, mit plumper Hand zu zerstören.



